

Vergißeinnicht 1931

9 (1931)



Nummer 9

September 1931

49. Jahrgang

Inhalt des Septemberheftes:

Kreuzträger. Gedicht v. J. Schröng- hamer-Heimdal 257 Kreuz Erhöhung 258 Was ein alter Missionsbruder aus Südafrika sagt 259 Sein Schutzengel. Von Joseph Kamp 265 Von der alten Zuluherrlichkeit. Von P. Odo Ripp, RMM. 268	Das hohe Lied der Heidenmission. Von Pierre l'Ermite, Paris . . 270 Die sieben Schmerzen der heiligen Jungfrau. Gedicht 274 Schwarze Schwestern 275 Auf zur katholischen Aktion! . . 277 Das Paradieszimmer. Von Jo- seph Spillmann 278 Silvana-Trinkfur 288
--	--

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
 Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 8
 Postfachkonto Nürnberg 194
 für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
 Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
 Postfachkonto Köln 1 652
 für Schlesien und Norddeutschland:
 Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
 Postfachamt Breslau 15 625
 für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
 Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
 Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814
 für Schweiz und Liechtenstein:
 Mariannhiller Mission Altendorf, (St. Uri)
 Postfachkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengo 2.80
Rumänien	Lei 92.—

„Was stehet ihr müßig?

Geht auch ihr in meinen Weinberg!“ spricht Christus selbst.

Studenten und Werkfätige

von sittlich einwandfreiem Lebenswandel und erfüllt von religiösen Idealen stellen ihre Kräfte in den Dienst der Mission als Priester oder Laienmissionar im Ordensstande. Bewerber melden sich für

Studenten

P. Direktor des Missionsseminars, St. Joseph, Reimlingen, (Bayern)

Brüderkandidaten

P. Rektor. Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bayern)

P. Superior, St. Paul bei Walbeck, Kreis Geldern (Niederrhein)

Ordensnachrichten

Mariannhill. Am 28. Juni fand die feierliche Einweihung des neuen Eingeborenen-Seminars in Mariatal statt. Die Feierlichkeiten begannen am Sonntag Morgen. Sr. Erzellenz, der Hochwürdigste Apostolische Delegat nahm die Zeremonien vor. Nach der feierlichen Vesper wurden ehrwürdige Reliquien der seligen Ugandamärtyrer Matthias Mu-

rumba und Karl Luanga von Agada zur Verehrung feierlich ausgesetzt. Eine außergewöhnlich große Anzahl hoher Gäste, welche von Sr. Erzellenz Bischof Fleischer von Mariannhill eingeladen waren, erschienen. Missionare und Volk nahmen herzlichen Anteil an der erhebenden Feier.

Aus Welt und Kirche

Kindereleid in Berlin. Neueste Mitteilungen des Berliner Reichsamts für Statistik verweisen auf die Folgen der Berliner Wohnungsnot für die Kinder. 47% der Berliner Schulkinder haben kein Bett für sich allein, sondern müssen die Schlafstelle mit anderen teilen!

Erschreckend ist trotz aller öffentlichen Fürsorge und aller Fortschritte der Hygiene die zahlenmäßige Zunahme der lebensschwachen und mißgebildeten Kinder — offenbar ein Symptom des Massenleides. Der Zuwachs an Kindern mit angeborener Lebensschwäche betrug in Berlin im Jahre 1913 insgesamt 1597, im Jahre 1922 bereits 3251, 1928 sogar 5323. Kinder mit angeborenen Mißbildungen wurden im Jahre 1913 6830 geboren, im Jahre 1923 8846, im Jahre 1928 nicht weniger als 14 666!

Die Schuld an diesen Zahlen tragen wohl der allgemeine Niedergang der Familien, Wohnungsnot, Alkoholismus u. die seelische Depression namentlich auch der Mütter. Für die sittlichen Zustände in Berlin ist bezeichnend, daß (trotz der heute fast allgemein verbreiteten raffinierten Technik der Empfängnisverhütung) im Jahre 1929 von den 44 948 Geborenen 8171, also fast ein Fünftel, unehelich sind. Beinahe die Hälfte dieser unehelichen Kinder stammte von Müttern unter 22 Jahren. 6 dieser Kinder hatten Mütter von noch nicht 15 Jahren, die noch die Schule besuchten; die Mütter von 34 Kindern waren 15 oder knapp über 15 Jahre alt. Zur Versorgung dieser Neugeborenen mußte fast ausnahmslos die öffentliche Fürsorge herangezogen werden, da die Väter unbekannt, arbeitslos oder wegen zu großer Jugendlichkeit noch nicht im Erwerbsleben tätig waren, also keinen Verdienst hatten.

Die Stadt Memphis in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat den katholischen Schwestern und Christlichen Brüdern, die in der Gelben Fieber-

Epidemie in den Jahren 1873, 1878 und 1879 ihr Leben opferten, ein Denkmal errichtet. Trotz strömenden Regens war die Beteiligung an der Zeremonie der Denkmalsenthüllung, auch von seiten der nichtkatholischen Bevölkerung, außerordentlich stark. Zwei Schwestern waren anwesend, die als einzige die Epidemie überstanden hatten. Von den Einwohnern hatten 20 000 fluchtartig die Stadt verlassen, als die Seuche ausbrach. Die Pflege der zurückgebliebenen Kranken war ausschließlich den katholischen Schwestern und Christlichen Brüdern überlassen. 10 000 Personen fielen den drei Epidemien zum Opfer, darunter 19 Priester, 3 Laienbrüder und 23 Schwestern. Die Erzählungen der beiden überlebenden Schwestern sind grauenhaft. Das Gelbe Fieber war zu jener Zeit noch zu wenig erforscht, um den Kranken irgendwelche Erleichterungen verschaffen zu können. Sie starben unter den unsäglichsten Qualen, oft bis zu hundert an einem Tage. Schulknaben zimmerten notdürftige Särge, solange Holz vorhanden war. Die Beerdigungen fanden meistens nachts beim Schein einer Laterne statt. Oft schaufelte ein Priester eigenhändig die Gräber, um tags darauf selbst hineingelegt zu werden.

Schönheitsfabrik in Paris. In Paris gibt es, das „Neue Wiener Journal“ weiß es zu vermelden, einen „Schönheitsdiktator“, „Meister“ Antoine. Er ist der unbestrittene Führer in der berühmten Schönheitsindustrie der französischen Hauptstadt. Ursprünglich wollte er nur Bildhauer werden, brachte es aber zu dem weit einträglicheren Beruf des Damenfriseurs. Dieser gefeierte Schöpfer französischer Eleganz und französischer Schönheit ist bezeichnenderweise Ausländer; das „Neue Wiener Journal“ gesteht: „Vor 20 Jahren kam dieser bezaubernd elegante junge Mann (denn er scheint heute noch nicht über 30 zu sein) aus Galizien nach Paris und die hei-

mische „Chuzpe“ bildete damals sein ganzes Vermögen.“ Aber er faßte die Konjunktur und heute ist sein Schönheitssalon, zu dessen Besucherinnen die Damen der vornehmsten Hocharistokratie zählen, der „internationalste“ (auch ein Lob!) in Paris. „Hier wird die Haartrachtmode der ganzen Welt bestimmt, hier wird beschlossen, welche Haarfarbe für den Vormittag, zum Sport, zur großen Abendtoilette paßt, welcher Seint, welcher Nagellack, welche Augenbrauenlinie getragen werden muß.“ Aber mit den Haaren, die einem Menschen für gewöhnlich auf dem Kopf wachsen, läßt sich schließlich nichts Besonderes verdienen. Indes, Meister Antoine fand die rettende Idee: Warum sollte man die alte Mode der Perücken nicht wieder einführen? Das sieht apart aus und vervielfacht die Möglichkeit, als Damenfriseur gut zu verdienen. Also ist die neue „Recreation“ Antoinés die Perücke in den verschiedensten Farben, von Kanariengelb bis Himmelblau, angepaßt an die Toilette, die Tageszeit, die besondere Art der gesellschaftlichen Veranstaltungen. Aber Antoinés Unternehmen beschränkt sich natürlich nicht bloß auf die Ausübung der Frisierkunst. Sein Schönheitssalon ist „universal“. Das „Neue Wiener Journal“ schildert den Betrieb Antoinés, der so überlaufen ist, daß die Patienten oft stundenlang warten müssen, mit fast begeistertem Schwung: „Während die Haare des Opferlammes dauergewellt werden, ist das Manufakturalein mit seinen Nägeln beschäftigt, ein Kunstmalers mit durchgeistigtem Antlitz verleiht den Augenbrauen edlen Schwung, ein Zauberfünftler beseitigt die Gesichtsfalten und atmet rosigen Hauch auf die eingefallenen Wangen, und ein Fünfter, ein bebrillter, universitätsprofessorartiger Herr ersetzt die Ausdruckslosigkeit des Blickes mit bedeutungsvollem Glanz. Dazwischen rattern die schönheitspendenden Maschinen, Angestellte in weißen Kitteln laufen um Pinsel, Farben, Instrumente, holen sich Rat beim Meister, beim großen Antoine, der alle Geheimnisse hütet.“ Bis daß der Bolschewismus dem ganzen Zauber einmal ein Ende mit Schrecken macht!

Ein Armen-Gastmahl auf dem deutschen Caritastag. Die alte Sitte, bei Jubiläumsgedenktagen, Tagungen, Kongressen usw. ein großes Festmahl zu veranstalten, an sich ganz einwandfrei und mit gutem Sinn zu rechtfertigen, ist in der gegenwärtigen Notlage Deutschlands nicht zeitgemäß. Größerer Aufwand ist unvermeidlich, wenn ein derartiges Festmahl wirklich seinen festlichen Sinn erfüllen soll; ein solcher Aufwand muß

heute wirken wie ein Argernis, schwer erträglich für die Hunderttausende, die kaum zu leben haben. Es entsprach daher durchaus den Forderungen der Zeit und dem Geist der christlichen Liebe, daß der kürzlich in Würzburg abgehaltene große deutsche Caritastag kein Festbankett und keinen „Empfang“ zu seinen Veranstaltungen zählte, dafür aber ein Gastmahl für 500 Bedürftige der Stadt Würzburg. Die Einladenden waren, laut der „Reichspost“ vom 10. 6. 31, im Wege der katholischen Caritasorganisationen u. der Pfarrämter ergangen. Jeder unpaßende Prunk wurde vermieden, trotzdem trug aber die Veranstaltung den Charakter eines richtigen Festessens. Der Saal war feierlich geschmückt, die Gäste waren in ihren Feiertagskleidern erschienen, eine Musikkapelle sorgte unentgeltlich für ernste und heitere Tafelmusik. Erschienen waren neben den Gästen der Bischof von Würzburg und der Caritasdirektor der Stadt, der Präsident des deutschen Caritasverbandes, die führenden Mitglieder der Elisabeth- und Vinzenzvereine. Bischof Dr. Ehrenfried begrüßte die Versammelten und forderte auf zu gemeinsamem Gebet um das Ende der Notzeit. „Es war ein Lichtblick für die Geladenen“, schreibt die „Reichspost“, „ein Beweis, daß sie nicht ganz und nicht von allen vergessen sind in ihrem unverschuldeten Leid, eine Aufmunterung, nicht zu verzagen, eine Hebung ihres Selbstgefühls und Vertrauens, ihres Glaubens an die Menschheit.“ Dem Würzburger Beispiel wäre recht ausgiebige Nachahmung zu wünschen. Durch solche Taten wird mehr für die Klassenversöhnung, für die Wertung des Gemeinschaftsgeistes getan, als durch tausend noch so pathetische Reden.“

Verrauchtes Volksvermögen. Nach dem Geschäftsbericht der „Österreichischen Tabakregie“ (in Österreich ist Erzeugung u. Verkauf von Tabakwaren ein Staatsmonopol) sind 1929 in Österreich Tabakfabrikate in einem Wert von 348,02 Millionen Schilling verkauft worden; die Österreichische Tabakregie hat also einen täglichen Umsatz von nahezu 1 Million Schilling! Der Reinertrag der Tabakregie belief sich 1929 auf 206,2 Millionen Schilling gegenüber 167 Millionen im Jahre 1925 und 202,3 Millionen im Jahre 1928. Obschon die allgemeine Wirtschaftslage Österreichs sich seit 1925 im ganzen verschlechtert hat, ist der Reinertrag der Tabakregie seit dieser Zeit um 23% gestiegen!

Die Reingewinnquote pro Meterzentner verkaufter Ware hob sich im Berichtsjahr gegenüber dem Vorjahr 1928 von 1644 Schilling auf 1678 Schilling:

Vergißmeinnicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 9

September 1931

49. Jahrgang

Kreuzträger

Stumm gehen die Gedrückten
Den Kreuzweg ihrer Zeit
Doch gleichen sie Verzückten,
In ihrer Freudigkeit.

Sie haben ein heiliges Wissen,
Das macht die Bürde leicht,
Das muß das Joch versüßen,
Daß alle Schwere weicht.

Kein Unmut murr't, kein Tadel
Erschwert die Kreuzesfahrt;
Im Leiden liegt ein Adel
Von göttlich hoher Art.

Wen tieffstes Leid getroffen,
Dem ist die Welt zur Qual,
Sein Herz hat heiliges Hoffen
Im tieffsten Leidenstal.

Drum sagen alle Frommen
Zum Leiden gläubig: ja.
Es muß ja Ostern kommen
Nach jedem Golgatha.

J. Schröngamer · Heimdal.

Kreuz Erhöhung

Auf Betreiben der hl. Kaiserin Helena wurde das Kreuz des Herrn nach der großen Christenverfolgung wiedergefunden. Am 14. September ist die Erinnerungsfeier an die Einweihung der dafür eigens erbauten Kreuzeskirche in Jerusalem. Das war ein Reichsfest, an dem auch Kaiser Konstantin teilnahm und das eine noch nie dagewesene äußere Erhöhung des bis dahin von der Allgemeinheit verachteten Kreuzes in sich schloß. Eine große Reliquie wurde und wird noch heute in der berühmten Kirche auf Golgatha verehrt. Dreihundert Jahre nach der ersten Kreuzerhöhung im September 320 (335) war der in Jerusalem befindliche Teil des heiligen Kreuzes in die Hände der Perser geraten. Der siegreiche Kaiser Heraklius von Konstantinopel brachte es einige Jahre später im Triumphe nach Jerusalem zurück, wo eine zweite Erhöhung stattfand, die das Fest auch im Abendlande bekannt machte. In demütiger Bußkleidung hatte der Kaiser das hl. Kreuz auf den Kalvarienberg tragen dürfen. Im Glanze seiner Herrschermacht war es ihm zu schwer geworden.

Auch wir sollten in Demut und Bußgesinnung das Kreuz unseres Lebensschicksals umfassen. Jeglich Kreuz ist ein Gericht über den stolzen Weltgeist. Nur mit Christi Seelenstimmung vermag der Mensch das Kreuz des Herrn wahrhaft zu ehren und sein eigenes hochzuhalten. Daß wir in den Opfern der gegenwärtigen Zeit nicht erliegen, „schütze, o Herr, Dein Volk durch das Zeichen des hl. Kreuzes vor den Nachstellungen der Feinde“, besonders auch der Leidenschaften im eigenen Herzen. „Dann werden wir dir angenehmen Dienst leisten und unsere Gaben werden dir angenehm sein!“ (Offertorium des Festes). Und wie „das Kreuz des Erlösers durch Christi Fleisch und Blut seine Weihe erhielt“, so mögen auch wir durch die Eucharistie geheiligt werden und „im Himmel ewig die Heilwirkung des Kreuzes erproben, das wir auf Erden ehren und tragen durften“ (vgl. d. lehret)

Möge die ganze Welt, die Heidenwelt und die sog. Kulturwelt wieder überstrahlt werden vom hl. Kreuze, überschattet vom Lebensbaum, an dem die edelste Frucht gehangen. Schon erheben sich, besonders in den Jugendscharen die Christusbanner wieder, wird Christi Zeichen als Panier wieder vorangetragen, wird Christus als dem Herrn der neuen Zeit gehuldigt. Alle die sich Christen nennen, Arm und Reich, Jung und Alt, Groß und Klein sollen sich wieder scharen um das Symbol des Friedens von dem uns Erlösung ward, dem heiligen Kreuz.

Wann wir schreiten Seit' an Seit
Und die alten Lieder singen
Und die Wälder wiederklingen,
Fühlen wir, es muß gelingen:
Mit uns zieht die neue Zeit.

Wort und Lied und Blick und Schritt,
Wie in uralte ew'gen Tagen
Wollen sie zusammenschlagen;
Ihre starken Arme tragen
Unsre Seelen fröhlich mit.

Heil'gem Kampf sind wir geweiht.
Gott verbrennt in Zornesfeuern
Eine Welt. Sie zu erneuern,
Wollen machtvoll wir beteuern:
Christus, Herr der neuen Zeit!

— d —



... „Du hast das Heil des Menschengeschlechtes
am Kreuzesholze begründet.“ (Präf. vom hl. Kreuz)

Was ein alter Missionsbruder aus Südafrika sagt

Wie und da kam es mir schon in den Sinn, einmal etwas zu schreiben über den Beruf eines Missionsbruders und dies um so mehr, da jetzt fast keine mehr sich finden, welche diesen so schönen und gottwohlgefälligen Stand ergreifen wollen. Ich berühre diesen Punkt nicht gerne, denn wie soll ein Laie sich an eine so wichtige Sache heranwagen, aber es sollte doch wieder jemand seine Stimme erheben und die Sache ein wenig beleuchten, vielleicht wird der eine oder andere von der Gnade angeregt und folgt der Stimme Gottes. Ich kann nicht sagen, wie dankbar ich wäre und wie es mich freuen würde, wenn ich auf diese

Weise beitragen könnte, daß eine Seele mehr sich ganz Gott hingeben würde, daß noch manche andere Seelen gerettet würden.

Ich wende mich nur an solche, welche Missionsbrüder werden wollen. nicht als ob wir keine Priester brauchen, letztere sind noch viel notwendiger als Brüder, aber als Bruder muß ich zu meinesgleichen mich wenden und dieses um so mehr, da ich nun schon des öfteren hörte, daß niemand mehr recht Lust und Liebe hatte zu diesem meinem Stande, und zwar weil er gar manchem zu gering ist. Wenn Weltleute nur auf Ehre und Ansehen aus sind, so kann man ihnen durch die Finger schauen; aber Seelen, welche sich auf besondere Weise Gott hingeben wollen, sollen unsern Herrn Jesus Christus etwas genauer betrachten, er ist der Weg, die Wahrheit und unser Leben. Sie würden gar zu einer anderen Ansicht kommen. Sicherlich, wer zum Priesterstande berufen ist, soll folgen, aber wer zum Bruderstande berufen ist und nichts davon wissen will, bloß weil er ihm zu gering ist, ein solcher ist gar sehr auf dem Holzwege.

Es herrscht in der Mission Mangel an Brüdern. O! wie war es doch so schön vor 25 — 30 Jahren. Da kam jährlich ein großer Trupp von Postulanten nach Mariannhill, nicht selten 12 und noch mehr. Es war dieses immer ein freudiges Ereignis für die ganze Klostergemeinde und neuer Mut durchströmte alle, denn es waren ja wieder neue Kräfte da. Mochte nun einer auch seine eigene Kraft schwinden fühlen oder mochten größere Unternehmungen bedürftig sein, dieses alles konnte den Mut nicht brechen, ja gerade das Gegenteil, es erhöhte ihn im Anblicke der vielen Arbeiter im Weinberge des Herrn. Dann kam der unselige Krieg und wenn wir auch in Südafrika wenig unter ihm zu leiden hatten, in diesem Punkte hatte er uns eine tiefe Wunde geschlagen, der Zustrom war gänzlich am versiegen. Wir wurden getröstet mit dem Hinweis, daß nach dem Kriege wieder neue Mitarbeiter kommen würden und vielleicht mehr als zuvor und nun sind schon 13 Jahre vorüber und noch immer sind wir am Warten und Harren. Kommt auch hie und da einer oder zwei, was ist das, um alle die Lücken auszufüllen, die der Tod verursacht hat und um all die alten Veteranen zu entlasten, welche jetzt 70 und noch mehr Jahre zählen. So waren zum Beispiel hier in Centocow, wo ich nun schon 24 Jahre bin, früher 12 rüstige Brüder, gegenwärtig sind wir 7, zwei von ihnen sind schon über 70, zwei steuern 70 zu und die jüngsten sind um die 50 herum. Dabei können uns die Obern nur den Trost geben, wenn einer nicht mehr kann, habt keine Hoffnung, daß Ersatz kommt, wir haben niemand den wir senden könnten. Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn die Begeisterung und der Mut um einige Grade sinken würden bei solchen Verhältnissen. Von neuen Unternehmungen ist kaum mehr die Rede und das Begonnene kann kaum erhalten werden. Neue Kräfte sind nicht bloß erwünscht, sondern gebieterisch notwendig, soll das schöne Werk, das Ehrw. Vater Franz begonnen und seine Nachfolger fortgesetzt haben, erhalten bleiben.

Nun möchte ich noch eigens anführen, was geeignet ist, Liebe zu diesem schönen Berufe zu wecken, oder selbe, wenn sie erkaltet sein sollte, wieder zu entflammen und uns über irgendwelche Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, wenn der Widerfacher alles Guten solche bereitet.

An erster Stelle steht die Vorzüglichkeit des Ordens- und Missionsberufes. Aber diesen Punkt angemessen zu schreiben, erlaube ich mich nicht. Da verweise ich auf die Lehre der Kirche, sowie auf die Aussprüche der Kirchenväter und Kirchenlehrer und der Heiligen. Nur das will ich erwähnen und es sollte nicht vernachlässigt werden, denn Belehrungen in dieser Hinsicht verhelfen gar mancher Seele zu diesem schönen Berufe. Möchten dies solche, deren Aufgabe es ist, nicht übersehen. O! was könnte da Gutes gewirkt werden, erstens indem sich eine Seele ganz Gott weihet und zweitens, indem sie in die Mission geht, wo sie unter Umständen Ursache sein kann, daß hunderte von Seelen gerettet werden. Es braucht niemand Sorge zu haben, daß die Klöster überfüllt werden. Daher ihr alle, die ihr das leise Wehen der Gnade vernehmt, folget ihr und übergebt euch Gott, wer weiß, ob sie ein zweitesmal wieder anklopft. Durch Ausschlagen der Gnade würdet ihr unermesslicher Gnaden verlustig und seid vielleicht mit schuldig, daß manche Seele ihres Seelenheiltes verlustig geht, indem ihr dem Rufe der Gnade nicht gefolgt seid. Dieses sind sicherlich Tatsachen, über die man nicht leicht hinweggehen darf.

Eine weitere Ursache, daß so wenige sich diesem schönen Stande weihen ist die Tatsache, daß so viele ganz und gar auf das Materielle eingestellt sind, von denen gar nicht zu reden, die den Glauben schon mehr oder weniger über



Kein afrikanischer Urwald sondern Partie aus dem Spreewald

Bord geworfen haben. Diesen ist eine solche Zumutung die größte Torheit, die es geben kann.

Aber auch unter sog. guten Christen gibt es manche, die zuviel auf das Materielle ausgehen und das Jenseitige fast als Nebensache betrachten. Sie finden es gerade als keine Torheit, wenn jemand sich auf diese Weise Gott hingibt, aber sie selbst wollen davon nichts wissen. Die zeitlichen Güter haben sie so umgarnt, daß es ihnen fast unmöglich ist, sich von ihnen los zu machen. Für solche wäre es schon am Platze, auch von Zeit zu Zeit die ewigen Güter zu betrachten und Vergleiche anzustellen, was vorzuziehen ist. Es ist nicht das Beste, dem lieben Gott um der ewigen Belohnung wegen zu dienen, aber auf der anderen Seite ist es auch nicht gefehlt, wenn man sich hie und da der jenseitigen Verheißungen erinnert. Auch in diesem Falle verweise ich auf die Lehren der hl. Kirche und auf die Ausleger hl. Schriften usw. und was sagen die von der heiligen Messe, von der hl. Kommunion, vom Gebete, vom Gehorsam und von den übrigen klösterlichen Übungen? Es ist gar nicht notwendig zu übertreiben und doch muß man gestehen, daß im Vergleich zu diesen Schätzen und Reichtümern das Vermögen eines Rotschild verschwindet und gleichsam zu nichts herabsinkt. Wenn der irdisch eingestellte Mensch so großes Gewicht auf die diesseitigen Güter legt, welche doch so bald vergehen, so sollen wir, die wir vorgeben, auch auf die jenseitigen in etwa eingestellt zu sein, auch ein bißchen mehr Gewicht darauf legen, das will sagen, auch durch die Tat zeigen, daß dem so ist. Also nicht so viel Wert auf sie legen, die diesseitigen Güter, wir können sie ja doch nur für kurze Zeit benützen, wenn überhaupt das Glück uns hold ist und selbe uns in den Schoß schüttet. Von den unerlaubten schon gar nicht zu reden; sie machen den Menschen nicht glücklich, sie betäuben nur für eine gewisse Zeit. Dieses ist auch ein Punkt, welchen ein denkender Mensch nicht außer acht lassen darf. Ja, ein gut zubraches Ordens- und Missionsleben von 20, 30, 40 oder 50 Jahren muß schon ziemlich was eintragen an himmlischen Gütern. Bedenke dies, liebe Seele, die du noch im Banne des Irdischen bist, werde weise und bereichere dich mit den ewigen Gütern, du wirst es in der Ewigkeit nicht bereuen. Würden die Menschen der Wahrheit gemäß urteilen, so würden sie sich überglücklich schätzen, wenn der liebe Gott sie zu diesem Stande erwählt und die übrigen sollten eher traurig sein und mit einem gewissen Neide auf jene sehen, die auserkoren wurden und nur der Gedanke sollte sie trösten, daß auch die andern Stände von Gott gewollt sind und daher verdienstlich und Gott wohlgefällig sind.

Ein gewaltiger Antrieb sollte für gottliebende Seelen der Gedanke sein, was es Großes ist, für Gott Seelen zu gewinnen, für welche er so viel getan hat während seines irdischen Lebens, für welche er sein Blut und Leben gab, für welche er seine Kirche stiftete, die hl. Sakramente einsetzte und so fort. Wenn es Gott schon gefällt, wenn wir jemandem einen Trunk Wasser oder ein Stück Brot geben, was muß es erst sein und wie wohlgefällig wird es ihm sein, wenn wir Ursache sind, daß eine Seele der ewigen Seligkeit teilhaftig wird für immer und ewig. Man kann kaum glauben, daß ein solcher selbst noch verloren geht. Wie schön und wohltuend ist es, Dank zu empfangen für irdische Guttaten und welche Freude wird uns der ewige Dank bereiten, den gute Missionare, auch Brüder, von jenen empfangen werden, denen sie zum größten aller Güter, zum ewigen Gottesbesitze verholfen haben. Diese Beseeligung und der Gottesdank und Lohn geht über alle menschliche Fassungskraft. Ja würden wir denken und die Sachen betrachten wie sie in Wirklichkeit sind, gar mancher würde Gott auf den Knien bitten, daß er ihm die Gnade dieses schönen Berufes zuteil werden lasse und dies ganz besonders in unserer Zeit, wo die Hölle alles anbietet die Seelen zu verderben, von welchen der Heiland sagt, daß es besser wäre für einen, welcher auch nur eine Seele verdorben hat, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde: was für den aber, der eine Seele rettet? Wohl können und sollen alle am Heile der Seele arbeiten, aber glücklich der, den der Herr erwählt hat, unmittelbar mitzuhelfen, indem er alles für diese Sache hinopfert, all seine Gebete und Arbeiten, sein Leben und seine Freiheit, kurz alles und nicht hie und da etwas hilft, indem er ein Almosen gibt.

Es ist nun genug, was von den Vorzügen, Gnaden und Segnungen des Ordens- und Missionslebens gesagt wurde. Ich kann nicht unterlassen, nun noch einige Bemerkungen hinzuzufügen über die Unannehmlichkeiten desselben, oder besser vielleicht, über die Versuchungen, durch welche der Satan davon abhalten

will oder sich bemüht, solche, die bereits eingetreten sind, wieder zum Austritt zu bewegen.

Eine große Überraschung ist wohl für jeden, der ins Kloster geht, daß er es so ganz anders findet, als er es sich eingebildet hat. Das kommt daher, daß die Tatsachen nicht getreu gegeben werden. In vielen Fällen wird übertrieben, vieles, was zu wissen gut wäre, wird verschwiegen und so kommt es, daß der Uneingeweihte eine ganz und gar irrige Ansicht bekommt. Wenn er es dann nicht so findet, kehrt er der guten Sache den Rücken. Wenn daher vom tiefen Frieden im Kloster, von der fast unaussprechlichen Seligkeit, die in demselben zu finden sei, die Rede ist, so muß der in solche Dinge Eingeweihte unwillkürlich lächeln, nicht als ob es im Kloster all dieses nicht gäbe, bei weitem nicht so, sondern er muß lächeln, weil die Sache einseitig beleuchtet ist und es kommt mir hie und da vor, als ob man die Leute anlocken will. Ja, im Kloster ist der Friede und Seligkeit und Glück, wie es sonst kaum wo auf dem Erdenrunde zu finden ist, aber es muß erkämpft werden, lange Jahre hindurch — bis zum Tode. „Das Himmelreich leidet Gewalt und nur die, welche Gewalt gebrauchen, reißen es an sich“, das gilt auch ganz und gar für die Klosterleute. Dieses wird meines Erachtens viel zu wenig erklärt und erwähnt und daher die Enttäuschungen, und mancher Beruf geht wieder dadurch verloren. Daher soll jeder wissen, daß es im Kloster Versuchungen gibt wie überall und daß der liebe Gott schon Mittel und Wege weiß, um auch den Ordensleuten Gelegenheiten zu geben, sich den Himmel zu verdienen. Daß man im Kloster Versuchungen zu erleiden hat, sollte eigentlich niemanden wundern, aber indem man vom Ordensleben so Wunderbares sagt, kommen gar manche zur Ansicht, daß es dort überhaupt keine Versuchungen mehr gibt. Solche bedenken nicht, daß es der böse Feind besonders auf gottgeweihte Personen abgesehen hat und in Folge dessen sie hie und da ganz außergewöhnlichen Versuchungen ausgesetzt sind, von denen viele Weltleute verschont bleiben. Dieses ist nun durchaus keine Ursache, daß der Versuchte den Orden verläßt, wie sich manche einbilden. Durch solche außergewöhnliche heftige Anreizungen, mögen sie nun von Seiten Satans oder vom eigenen Fleische herrühren, kommen gar manche zu der irrigen Abzeugung, daß sie nicht zum Ordensstande berufen sind oder nicht dessen würdig sind und sie treten wieder aus und machen dadurch dem bösen Feind eine große Freude, indem sie seine Pläne verwirklichen. In Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders. Mögen die Versuchungen noch so heftig sein, mögen sie noch so oft wiederkehren, mögen sie gegen irgendwelche klösterliche Tugend gerichtet sein, wie Gehorsam, Armut oder Keuschheit, sie können niemals eine Ursache werden zum Austritt für einen solchen, welcher mit einer guten Absicht den Ordensstand erwählt hat. Ja im Gegenteil, sie sollen ihm eine Bürgschaft von Seiten Gottes sein, daß er ihn zu etwas Großem in der anderen Welt auserkoren hat, andernfalls würde er ihm keine solche Kampfgelegenheit geben, würde ihn nicht an die Front stellen, wo die Gefahr am größten ist, wo er den größten Mut zeigen kann, aber sich auch unverwekliche Lorbeeren holen kann.

Für andere ist im klösterlichen Zusammenleben eine harte Nuß zu knacken. Man muß sich hier nicht einbilden, als ob im Kloster welche sind, die zum Auswurf der Menschheit gehören und welche nur die Anderen zu kränken und zu kreuzigen haben. O nein, im Kloster sind lauter gutgesinnte Leute, die keinem etwas zu Leide tun wollen, wenigstens nicht absichtlich oder gar böshafterweise und doch können deren Gewohnheiten und Manieren Andern oft unangenehm werden. In einem solchen Falle muß man halt das Wort des hl. Paulus zu erfüllen suchen: „Einer trage des anderen Last“. Auch soll man bedenken, daß der liebe Gott uns mit solchen eine Gelegenheit mehr gibt, Verdienste zu sammeln. Wenn solche bedenken müßten, mit welchen Leuten sie in der Welt zusammenleben müßten, sie würden sich sicherlich nicht beklagen und sollte auch ein böswilliger Mensch sich in der Klostergemeinde befinden, was ja auch vorkommen kann, die Judas sind noch nicht ausgestorben, so wäre auch dieses keine Ursache, die an den Pflug gelegte Hand zurückzuziehen.

Ich habe nun schon auch hie und da gehört, daß niemand mehr Laienbruder werden will aus dem Grunde, weil gar manchem dieser Stand zu gering ist. Sollte dem so sein, so wäre es wirklich traurig, da doch die Demut das Fundament wahrer Heiligkeit ist und gerade der Laienbruder hat das Glück, in einem Stande zu leben, wo diese Tugend am leichtesten geübt werden kann, wo sich täglich Gelegenheiten bieten, diese, ich möchte sagen notwendigste Tugend,

zu üben. Menschlich gesprochen ist es sicherlich nicht leicht in einem niederen Stande zu leben, wo einem wenige oder gar keine Rücklinge gemacht werden und wo es vorkommen kann, der Diener für alle sein zu müssen. Doch was lehrt die hl. Kirche über diese Tugend? Was sagen die Heiligen von ihr, und wo ist auch nur einer von all den ungezählten Heiligen, welcher sie nicht geübt hat? Und wie hat sie der Gottmensch Jesus Christus geübt? Ist je ein Mensch gewesen, der auch nur eine annähernd wichtige Aufgabe zu erfüllen hatte, wie er. Die ganze Welt mußte er erlösen, die Ansichten aller ändern, und ihrem Tun und Lassen eine ganz andere Richtung geben und das bei Hoch und Nieder, bei Ungebildeten und Gebildeten. Und wie hat er es angestellt? Dreißig Jahre hat er der Welt Demut gelehrt und nur den zehnten Teil von dieser Zeit hat er sein Priestertum ausgeübt. Dreißig Jahre kann man sagen, war er Laienbruder, hat Arbeiten verrichtet, wie sie Laienbrüder verrichten müssen. Weiter war während seiner drei Lehrjahre sein Auftreten viel ähnlicher dem eines Laienbruders als dem einer hochgestellten Persönlichkeit, sagte er doch selbst, ich bin nicht gekommen bedient zu werden, sondern zu dienen. Hl. Messe hat er bloß zweimal gelesen, besser gefeiert, die erste beim letzten Abendmahle und die zweite am Kreuzestamme, obwohl er der ewige hohe Priester ist, von welchem alle Priesterwürde ausgeht, des alten sowie des neuen Bundes. Wer kann seine Demut im hl. Sakramente ergründen? Wer zum Priesterstande berufen ist, soll Priester werden und sich durch nichts davon abhalten lassen. Ich will nur darlegen, wie unweise und unflug jemand handelt, der zum Laienstande von Gott berufen ist, selbst aber nicht ergreifen will, weil er ihm zu gering ist. Ja würden wir Menschen die Demut kennen und üben, wäre vieles anders auf dieser Erde. Also wer Beruf in sich fühlt zum Laienbruderstande, der greife nur mutig zu und lasse sich um keinen Preis abhalten den Stand zu ergreifen, welchen der Gottmensch so hoch geschätzt hat.

Ich habe gehört, daß gar manche, welche bereits eingetreten sind, diesen Stand wieder verlassen, weil sie nicht in die Mission gesandt werden. Es ist sicher erfreulich, wenn jemand, der in die Mission gehen will, auch wirklich in dieselbe kommt. Der Gedanke aber, daß man überall am Heile der Seelen arbeitet, und das mehr, wie solche die in der Welt leben, solange man sich in einer Missionsgenossenschaft befindet, sollte einen solchen beruhigen. Ich bin nun fast 30 Jahre in der Mission und da bin ich ziemlich sicher, wenn ich behaupte, in der Mission sein ist noch nicht Seelen retten. Letzteres wird größtenteils durch Gebet und Opfer erreicht, das kann man hie und da augenscheinlich sehen. Beten und Opfer bringen kann man überall. Zweitens gibt es in der Mission gar manches, was beschwerlich ist, was ganz leicht ist zu ertragen, wenn man voll Begeisterung ist, diese ist aber in der Regel bald verflüchtigt und dann kommt die Prosa des Lebens, dann will es schon was heißen, standzuhalten. Also auch dies sollte keine Ursache sein, vom Eintritt abzuhalten oder zum Austritt zu bewegen.

Dieses ist noch nicht alles, wodurch der böse Feind Seelen abhält, sich Gott zu weihen im Dienste der Mission, es gibt noch gar manches, durch welches die Ordensperson sich den Himmel verdienen muß. Gott weiß es schon einzurichten, daß man Kreuze und Kreuzlein zu tragen bekommt, woran man in der Welt niemals gedacht hat oder hätte. Da kommt dann gleich der Widersacher alles Guten und nützt solches aus und leider nur zu oft gelingt es ihm, eine Bresche zu schlagen oder auch vollständig den Sieg davon zu tragen, indem er den Betreffenden veranlaßt, alles wegzwerfen und auszutreten. Der Gedanke, daß der liebe Gott solches zuläßt, sollte uns Mut und Kraft geben, auszuharren. Ohne Leiden kann man nicht in den Himmel kommen, dieses muß sich jeder Christ wohl merken und auch die Ordensperson und obwohl selbe in der Regel weniger zu leiden haben als gar manche Weltleute, so sollen es doch gerade sie sein, welche den Wert der Leiden erkennen und auszunützen wissen, unter keinen Umständen aber sollten sie sich in die Flucht jagen lassen. Dies gilt ganz besonders von solchen, welche noch nicht so weit sind, aber bereits den Ruf Gottes in sich vernehmen, sich ihm zu weihen.

„Gottes Willen zu erfüllen ist nur jener Seel' zur Last,
Die um ird'sche Lust zu stillen sucht hinieden Ruh' und Rast,
Herrscht im Sinne Gottesminne, dann wird alles lieb und leicht,
Leiden werden zum Gewinne, Drangsal nur zum Trost gereicht.
Wenn der Herr es ganz gegeben ihm zu leben ihm allein,
Cursum Corda! Laßt uns fliehen all den trügerischen Schein.“

Sein Schutzengel

Von Joseph Kamp

Friedrich Runde hatte morgens seinem Nachbar Kleier beim Pflügen geholfen. Einsilbig kam er zurück und beim Mittagstisch sah ihn seine Frau mit besorgten Blicken an. Das stille und doch unruhige Wesen ihres Mannes entging ihr nicht. Er suchte sich möglichst zwanglos zu geben, konnte aber doch den besorgten Blicken seiner Frau nicht standhalten. Wider seine sonstige Gewohnheit stand er gleich, nachdem



„Gott hat seine Engel gesandt, o Kind,
Zu schützen dich allerwegen;
Bei Tag und Nacht sie dir nahe sind
Und wollen dich hüten und hegen!“

er den letzten Bissen kaum hinunter und hastig sein Tischgebet gesprochen hatte, ohne die gewohnte Nachtschpfeife in Brand gesetzt zu haben, auf und ging in den Hof.

Es war ein trübseliger Spätherbsttag. Feine, kalte Regenruten peitschten die müde Erde und der Wind heulte durch die nackten, hohen Eichen, die den kleinen Hof Rundes schützend umstanden, daß die Äste stöhnten.

Nach dem Abendbrot, als die Kinder noch einen Augenblick vor die Tür gelaufen waren, konnte die Frau ihre Angst nicht mehr stille halten. Den ganzen Nachmittag war sie von einer peinigenden Unruhe in Spannung gehalten worden. Nun drohte ihr das Herz vor Bangen zu springen, wenn sie die Nähe der Nacht bedachte.

„Friedrich“, sagte sie mit bebender Stimme, „du bist so still.“

Der Mann sagte nichts. Er hüstelte nur verlegen und zog, wohl nur, um seine Unruhe zu verbergen, die Pfeife aus der Tasche und steckte sie in Brand. Der besorgten Frau Therese entging es nicht, daß seine Hände dabei zitterten.

„Heute Morgen warst du bei Kleier; seitdem bist du so stille, Friedrich. Was habt ihr vor?“

Der Mann sah mit einem fernen Blick auf die gegenüberliegende Wand und zog an der kalten Pfeife, sehr hastig. Da stand sein Weib auf, legte die Arme um seine Schulter und barg sich an seine Brust. „Friedrich, ihr wollt diese Nacht wieder los, ich merke es dir an, der Kleier hat dich wieder überredet. O, Kleier macht uns noch unglücklich. Geh' nicht mit, Friedrich, es passiert was! Denk an mich und an die Kinder. — Wir haben gesunde Hände zum Arbeiten, wir haben Brot zum Leben, unse Haus ist schuldenfrei, es mangelt uns an nichts. Daran denke! Und bringe uns nicht um alles.“

Starr hing Friedrichs Blick an der immerwährenden Hilfe, die gegenüber am Rauchfang hing und vor dem das rote Ampelchen, das Frau Therese eben angezündet hatte, wie es hierzulande an den Samstagabenden Sitte ist, wie ein ängstliches Seelchen flackerte. Dann sagte er etwas unsicher „Kleier — Kleier sagt: das Wild läuft frei herum, der Herrgott hat's für alle lebendig gemacht.“

Frau Therese schlug die Schürze vor das Gesicht und weinte. Die Kinder kamen herein. Sie wurden ganz still, als sie die Mutter weinen sahen. Rattrinken, das kleinste, klammerte sich an der Mutter Rock und wimmerte müde: „Mama, nicht greinen, Mama till sein, Mama dlieb.“ Frau Therese nahm es auf den Arm, ging mit den Kleinen in die Kammer und brachte sie ins Bett. Nachdem sie mit der Mutter das allgemeine Abendgebet gesprochen hatten, sagte diese: „Wir wollen noch für den Vater beten, damit der liebe Gott ihn uns noch lange gesund erhält . . . Lieber Gott, beschütze uns den guten Vater, bewahre ihn vor einem jähen unvorhergesehenen Tode. Amen!“ Die beiden Knaben knieten mit gefalteten Händen im Bette und beteten langsam und breit Wort für Wort mit, während Rattrinken mit weinerlichem, müdem Stimmchen immer hinterfolgte: „Liebe Gott, betütze und den guten Vater, bemahre ihn mor einen jähen, unvernenehenen Tode, Amen!“

Als Frau Therese wieder in die Küche trat, nahm Friedrich ihre Hände und sagte gütig: „Frau, sei ohne Sorge, ich verspreche es dir, ich gehe nicht mit.“

Er drückte ihr betauernd die Hände und sie dankte ihm mit einem unaussprechlich warmen Blick. Ein Stein war ihr vom Herzen genommen.

Die Nacht über war stürmisches Wetter. Friedrich lag wach im Bett. Er hatte, wie alle Abende, mit seinem Weibe die üblichen drei Geseze vom Rosenkranz gebetet und war dann mit dem festen Vorsatz, einzuschlafen, ins Bett gegangen.

Aber nun tropfte Minute um Minute in das Meer der Ewigkeit und jede dünkt. ihm endlos, Schlaf fand er nicht. Wütend orgelte der Sturm um das Haus. Am Giebel klapperte lose ein Brett. Die Rollkette vom Brunnen schlenkerte rasselnd hin und her, und an seinem Ohr schnarrte der Wind flötend durch eine Fensterriße. Ein dürrer Ast am Birnbaum knackte und schlug klatschend auf das Pfannendach und dann auf den Hof. Ein Ziegel prasselte nach. Bald tauchte der Mond aus einem Wolkenspalt auf und stand mitten vor dem Kammerfenster, bald wieder bedeckte ihn ein dicker, schwarzer Bauschen, daß die Stube beängstigend dunkel lag.

Friedrich kam nicht zur Ruhe. Einmal war er entschlossen, aufzustehen, dann aber dachte er an sein Versprechen. Er schloß die Augen, er lag in Schweiß gebadet, und zwischendurch horchte er gespannt auf die gleichmäßigen, tiefen Atemzüge seines Weibes, das ruhig schlief. Er hatte ihr doch das Versprechen gegeben, diese Nacht nicht mit seinem Nachbar Kleier ins Wildbruch zu gehen, wo sie einem feisten Bock schon lange auf der Spur waren. Hoch und heilig hatte er seinem Weibe das Versprechen gegeben. Darum schlief die Gute nun in aller Ruhe.

Aber — was würde Kleier sagen! Von dem müßte er sich ganz sicher, wie damals auch einmal, auslachen lassen! Und gerade diese Nacht, wo er nicht mit war, gerade diese Nacht würde jener das Wild erlegen! Den Teufel auch — das wäre ihm so recht! So manche Nacht hat er in Wind und Wetter seine Ruhe diesem stattlichen Bock geopfert, Leben und alles dabei aufs Spiel setzend. Und da müßte der Kleier ihm nun einen Streich spielen, müßte diese Nacht Glück haben! Herrgott — sein Leben lang würde er den Arger nicht verbeißen können. Sein Leben lang würde er sich foppen und hänseln lassen müssen! —

Jetzt rasselte es in der alten Kastenuhr in der Küche zwei. Um viertel nach sollte er am Heidkamp sein. Friedrich zitterte an allen Gliedern. Es war immer noch gut gegangen, warum sollte gerade diese Nacht was passieren! Wenn Glück dabei war, konnte er in einer guten halben Stunde zurück sein, und dann würde er bestimmt nicht wieder los gehen. Noch diese Nacht mußte er auch Kleier davon abbringen. Diese Sorge um Leben, Weib und Kind, Haus und Glück und Ehre, nein, das mußte doch aufhören.

Er horchte noch einen Augenblick auf die regelmäßigen Atemzüge seiner Frau. Es wurde ihm ganz wirr im Kopf. Klar denken konnte er nicht mehr, ein kurzer, verschwommener Moment raunte ihm noch

von seinem Versprechen zu, von Frau und Kindern — aber dann überkam ihn die alte unglückliche Leidenschaft mit letzter, siegender Gewalt. Er stand leise auf und kleidete sich notdürftig an, zog ein Jagdgewehr hinter dem Schrank hervor und machte Anstalten, durch das lautlos geöffnete Kammerfenster zu steigen.

Plötzlich regte es sich im Bettchen der Kinder. Rattrinken fing an, unruhig zu werden. Es wimmerte ängstlich und schlug mit den Händen, offenbar im Traum erschreckt. Friedrich war vom Fenster zurückgetreten. Plötzlich stand er wie versteinert: Der Mond sprang aus einer Wolkenschleuse und durchspülte die Kammer mit bleichem Licht. Mitten darin kniete Rattrinken aufrecht im Bette, hatte die Händchen gefaltet und betete mit wimmerndem Stimmchen: „Liebe Gott, betüke uns den guten Vater, bemahre ihn vor einen jähen, unvernehenen Tode, Amen!“ Noch ein kurzes, hilfloses Wimmern, dann lag sie schon wieder in den Rissen und war vom Schlaf genommen. Keiner der anderen Schläfer war in seiner Ruhe gestört worden, aber jener Unglückliche Friedrich, warf sich erschütternd auf sein Lager und barg schluchzend den Kopf in die Rissen. —

Wie lange er so gelegen haben mochte, wußte er nicht — plötzlich fiel in der Nähe des Hauses ein Schuß, und dann noch einer. Kurz darauf hörte er Schritte auf dem Hofe. Jetzt schlug der Hund auch wütend an. Stimmen wurden laut, die sich was zuriefen. Dann klopfte es am Fenster: „Hilfe! Hilfe!“

Frau Therese wurde wach, die Kinder begannen zu schreien, während Friedrich leichenblaß an das Fenster sprang und öffnete. Es stand der Bursche vom Förster Brand da draußen und der berichtete mit klappern den Zähnen, sie hätten ein Gefecht gehabt mit einem Wilderer. Er sei erschossen und Runde möge doch sofort zur Hilfeleistung kommen.

Friedrich machte sich auf den Weg. Am großen Kreuz am Heidkamp, stieß er zu dem Förster Brand. Er stand schweigend bei der Leiche des Erschossenen, während der Bursche aus Ästen eine Tragbahre herstellte. Der Verunglückte hatte einen Schuß durch den Rücken ins Herz bekommen und war sofort tot gewesen. Sie betteten ihn auf die Bahre und trugen ihn in Runde's Haus.

Es war der Nachbar Kleier

Von der alten Zuluherrlichkeit

Von P. Odo Ripp, RMM.

Die Varden

Sochgespannte Seelenstimmung löst sich gewöhnlich in Sang und Klage auf. So entsteigen heitere Lieder den freudegeschwellten Herzen, in Klagetönen aber macht der Mensch seinem Seelenschmerz Luft. Die geistigen Witterungen, die sich über dem menschlichen Gemüte lagern, werden gar sehr beeinflusst von klimatischen Zuständlichkeiten, von günstigen sowie mißlichen Lebensbedingungen, unter denen die Erdenjöhne ihre Zelte aufgeschlagen haben. Wo ein lichter, azurblauer Himmel mit wohligem Sonnenschein sich über den Menschen wölbt,

da findet man häufig ein langesfrohes Volk. Amazulu, die Himmel, nennt sich ein zahlreicher Stamm der Bantufamilie. Heiter wie der Ather-Himmel ist sein Gemüt, zum Lachen, Scherzen und Singen stets aufgelegt. Tagsüber und bei Nacht kann der Wanderer oder der aus der Ruhe aufgeschreckte Schläfer die lärmenden Naturtinder bei ihren Spielen und Festgelagen hören. Vor allem zur Winterzeit, wenn die Kornspeicher gefüllt und mehr wie üblich in dampfenden Kesseln ein mälziger Trunk gebraut wird, da zieht manch einer singend und johlend durch die Landschaft. Gar oft ist es der freundliche Mond, der ihm durch alle Fährnisse des Weges heim zur Hütte leuchtet. Aus dem kräftigen



Hochw. P. Emanuel Hanisch, apost. Präfekt von Umtata und Erzbischof
Gilschwid, apost. Delegaten von Südafrika

Tone seiner Stimme läßt sich schließen, daß er sein Instrument gut geölt hat, furchtlos und entschlossen ist, den Kampf mit allen Schattenbildern, Kobolden und Wassernixen aufzunehmen, wenn derlei Wesen sich mit ihm messen wollten.

Während so fröhliche Sangesstimmung manch düsteres Gewölk vom Horizont der Volksseele vertreibt, gibt es nebenbei auch Berufsfänger, die sogenannten izimbongi. Wie die Barden bei den germanischen Völkern die Heldentaten ihrer Fürsten besangen, so hatten auch die hiesigen Herrscher ihre Hoffänger, deren Beruf es war, das Lob und den Ruhm ihres Herrn zu besingen. Bei ihrer Tätigkeit versielen sie zuweilen auch in die Rolle des Hofnarren, der dem Könige im Feuer der Begeisterung auf eine drollige Weise was in die Ohren raunen konnte, was anderwärts ihm kein Sterblicher zu sagen unterstand. Heutzutage hat noch jeder Stammeshäuptling sein Imbongi. Doch da die alte Herrlichkeit dieser Schattenkönige hingeschwunden ist, fehlt auch der Stoff, der die dichterische Ader eines Barden in Schwung brächte. Nur unter dem alten Regime, wo das Kriegshandwerk ungehindert geübt wurde, konnte die Muse einige Säger begeistern und die rauen Taten des Mars besingen. Sie machten sich durch ihr seltsames Kostüm bemerkbar. Neben all dem Schmuck von Perlschnüren, Spangen, Pelzwerk der gewöhnlichen Krieger trugen sie ein Leopardenfell, auf dem Kopfe den Schädel dieses Tieres. In den Händen tüchtige Stöcke, mit denen sie den Saft schlugen. Aber die Schultern hing eine Art Mantel aus den Schwänzen von wilden Tieren. Einige dieser Barden brachten es zu einer gewissen Berühmtheit. Zur Zeit Tschakas wurden seine Taten durch den sprichwörtlich gewordenen Mithongweni besungen. Machte man jemand eine größere Zumutung, da gab er wohl zur Antwort: „Soll ich für die Herrschaften danken, bin ich etwa der Mithongweni?“ Diesen Barden fiel nämlich auch die Aufgabe zu, für andere beim König zu danken.

Der berühmteste aller Barden, die im Zululand auftraten, war Magolwana Ka Mkatini unter der Herrschaft Mpandes. Er war eine hochbeinige hagere Gestalt.

Es zeigten sich keinerlei Vorgebirge an seinem Wesen. Bei den Naturvölkern fällt nämlich manches bedeutend in die Wagschale bei der Einschätzung eines Menschen. Fällt das Hintergestell gar so abschüssig ab, so machen sie hämische Bemerkungen, zumal wenn die Person eine Evas-tochter ist. In ihrer Phantasie sehen sie da einen Elefanten dahertrotten. Ist ja jenes Tier auch nicht besonders formvollendet in jenen Regionen. Magolwana war ein reicher Mann. Er hatte einen großen Viehstand, eine stattliche Anzahl Frauen, die ihm 215 Sprößlinge schenkten. Weil er eben ein Meister war in seinem Fache, war er eben bei König und Volk beliebt. Die meiste Zeit verbrachte er am Hoflager, wo er gut versorgt wurde. Besonders ward seine Kehle stets feucht gehalten. Der Ukamba, der hiesige „Maßkrug“, nur in bedeutend größerem Ausmaß, wurde vom Hofdiener fleißig nachgefüllt. Aus diesem Krüge schlürfte er den zährenden Hirse-saft, der bei ihm Sangesstimmung weckte und die Schleißen seiner dichterischen Phantasie offen legte. Aus dieser Quelle sprudelte die Begeisterung, die ihm stets neue Lobeshymnen und Schmeichelnamen für den König auf die Zunge zauberte.

Schauen wir nun im Geiste eine dieser Hoffzenen, wo dem König durch seinen Varden gehuldigt wird. Hatte nämlich der Fürst in Gnaden einige seiner tapferen Krieger ausgezeichnet, sie mit Ochsen beschenkt, so wollte es der Anstand, daß sie sich beim Großen bedankten. Da sich aber nicht jedermann dazu geeignet fand, meldete man sich beim Hofmeister, der dann die Angelegenheit an den königlichen Imbongi also berichtete: „Sieh da die N. N. sind vom König beschenkt worden. Sie sind außerstande gebührend zu danken. Geh du und statte für sie Dank beim König ab, sie sind ja alle Stümper.“ Darauf warf sich Magolwana in seine Montur und zog mit ihnen hinauf. Inzwischen war Mpande auf seinem Fahrstuhl vor die Hütte gezogen worden. (Schluß folgt)

Das hohe Lied der Heidenmission

Von Pierre l'Ermite, Paris*

In der Pariser Kolonialausstellung wurde auch ein Missionspavillon feierlich eröffnet. Er hat Anspruch darauf, als erster besucht zu werden, von den Katholiken eines Europa, das schon in allen Fugen fracht, daß zerfressen ist vom Atheismus, Marxismus, Sensualismus und auch von der Verzweiflung. Die anderen mögen zuerst die liebetändelnden Affen besuchen, die auf ihren Gipsfelsen herumklettern, oder die großen Löwen, die angewidert und gelangweilt mit verächtlicher Miene zurückdenken an ihre königliche Einsamkeit in der Wüste, während die Scharen der Besucher an ihnen vorüberziehen, wohlgeschützt durch tiefe Gräben und Gitterstäbe. Der Katholik biegt zuerst nach rechts ab, zu jener Weltausstellung, die ihm das wunderbare und unaufhörliche Vordringen seines Glaubens in der ungeheuren Weite der neuen Erdteile vor Augen führt. Es ist der Pavillon der Missionen.

Schon der erste Eindruck ist großartig. Die Kirche mit ihrem 40 m hohen Glockenturm, überragt von der jungfräulichen Gottesmutter auf der Schlange, hebt den Missionspavillon feierlich heraus aus den benachbarten Pavillons. In der Kirche verharrt die Besuchermenge in stillem, gesammeltem Gebet. Sie fühlt, daß sie sich inmitten ergreifender Erinnerungsdenkmäler an die Schlachten des Glaubens befindet. Man kann deutlich 3 Wellen der Eroberung unterscheiden. Die erste war jene der Apostel; sie richtete sich auf die Eroberung der christlichen, der rö-

*) Aus „Schönere Zukunft.“

mischen und der barbarischen Welt. Die zweite Welle ist jene, welche den beiden Amerika das Evangelium brachte. Die dritte Welle, der in erster Linie der Missionspavillon gewidmet ist, hat Länder von ungeheurer Ausdehnung zum Gegenstand. Sie soll die vielen Millionen Menschen der farbigen Rasse der Kirche in die Arme führen. Welche Ironie! Diese Welle wurde ausgelöst mitten im 19. Jahrhundert, das Zeuge war des Triumphes der Ideen Voltaires und des Maurertums. Inmitten eines Jahrhunderts, da Voltaire gerufen: „In vierzig Jahren wird Christus sein Spiel ausgespielt haben! . . . Rottet sie aus, die Infame!“ Inmitten eines Jahrhunderts, da Jaures mitteilidig lächelte über den „alten Gesang, mit dem man unsere Väter in den Schlaf gewiegt“. Inmitten des Jahrhunderts, da Viviani über die „ausgelöschten Sterne“ klagte.

Welch eindrucksmächtige Eroberungsschar! In den dicht aneinandergedrängten Sälen sieht man das Missionswerk, das in Marokko geleistet wurde: die Franziskaner, die Weißen Väter und die Weißen Schwestern, den Kardinal Lavigerie, den P. de Foucauld; dann die Väter der afrikanischen Missionen von Lyon, die Väter vom Heiligen Geist im Kongo, in Guinea, in Kamerun, die Missionen von Madagaskar, die Väter der auswärtigen Missionen und die Dominikaner in Indochina, die Maristen in Ozeanien, schließlich Syrien, die Jesuiten und die Universität von Beirut und vieles andere. Das Wort Christi klingt da in unserer Seele: „Gehet hin und lehret alle Völker, bis zu den äußersten Enden der Erde!“ Das Ende des 19. Jahrhunderts und der Beginn des 20. können vielleicht die herrlichste Verwirklichung dieser prophetischen Weisung sehen. Aber um welchen Preis! Immer um den Preis des Blutes und der Tränen. Vordringen unter Millionen von Menschen, für die der Missionar nur ein feindlicher Ausländer ist, und dies ganz allein während Monaten und Jahren! Man sieht im Missionspavillon die abscheulichen und wahrhaft absurden Formen des Götzendienstes, und kann da gewahr werden, wie tief der vom Geist der Bosheit besessene Mensch zu sinken vermag. Ich habe mir im Geiste vorgestellt die vielen kleinen Schädel armer gemarterter Kinder, eine große Kugel, aus menschlichen Kinnladen hergestellt, und dann den Missionar, der im Gebüsch von einem Schwarzen in unglaublich roher Weise erwürgt wurde. Überall wird man des Gegensatzes inne, der besteht zwischen der Knechtschaft, der rohen Behandlungsweise, der sich der Missionar aussetzen muß, und dem glücklichen Leben eines endlich durch das Evangelium und die Liebe befreiten Volkes.

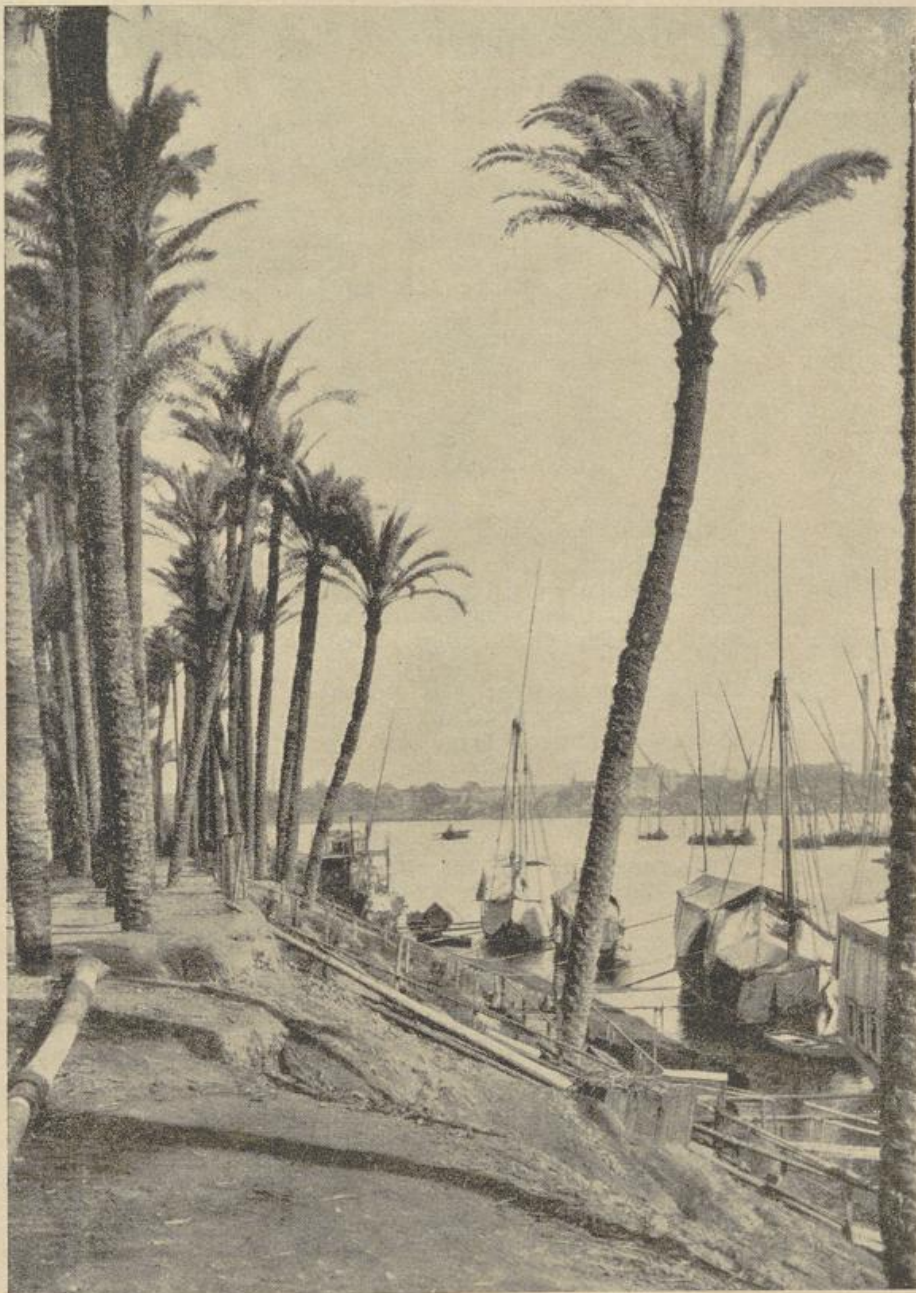
Ganz allmählich sieht man in allen heidnischen Ländern den Druck der Dämonen langsam nachlassen. Ein Beispiel dafür aus vielen: Die Schwestern Unserer Lieben Frau von den Aposteln, die seit 1877 in Dahomey ihren Sitz haben, erhielten den Befehl, nach Abomey zu kommen, in die geheimnisvolle Stadt der Menschenopfer. Bahanzin wollte die weißen Frauen sehen, von denen man ihm so viel gesprochen hatte. Nach dreitägiger Reise traten sie in einen Palast ein, der von hohen Mauern umgeben war, die durch frisch abgeschnittene Menschen-

köpfe bekrönt wurden. Die Schwestern schritten durch die Scharen der Sklaven, die sich auf die Knie warfen, das Gesicht mit Staub bedeckten und heulten: „Wir sind nicht würdig, vor Bahanzin zu erscheinen!“ Plötzlich machten die Nonnen Halt, erstarrt von einem schrecklichen Anblick: drei große Pfähle standen da; darauf hingen die Menschenopfer, die der Henker zum Ergötzen des Königs bis zum Äußersten marterte. Im gleichen Augenblick führte man 3 kleine Sklaven im Alter von 9 oder 10 Jahren herbei, die sich schon in ihr unvermeidliches Schicksal gefügt zu haben schienen. Aber Bahanzin bot sie den Nonnen zum Geschenk an, die sie in ihre Mission führten, wo die armen Kleinen zuerst auch darauf warteten, zerfleischt und verspeist zu werden. Man greift sich an den Kopf, wenn man dieses und so manch andere Dinge liest. Wahrhaftig, edel sind die Füße derer, die ganz allein in die Länder des Satans ziehen, und ihm als erste die Seelen entreißen, die er so lang im Besitz gehabt hat. Die Pioniere des Glaubens haben ein wahres Menschenmeer zur Christianisierung vor sich. Man denke nur daran, daß normalerweise die weiße Rasse sich nur innerhalb eines Jahrhunderts sich zu verdoppeln vermag, während die gelbe Rasse sich in 60 Jahren, und die schwarze sogar in 40 Jahren sich verdoppelt. Da tritt das beängstigende Problem des eingeborenen Klerus vor uns hin. 1913 zählte man etwa 3000 eingeborene Priester, heute erreicht ihre Zahl beinahe schon die Ziffer 5000. 1918 gab es in den großen Seminarien ungefähr 2000 Schüler, jetzt zählt man deren etwa 3000. 1918 beherbergten 90 kleine Seminare der Eingeborenen 4000 Schüler, 1927 erreichte die Zahl der kleinen Seminare die Ziffer 206, mit 7476 Schülern.

Die weiße Rasse, die verantwortliche Hüterin des Glaubens seit zwei Jahrtausenden, mag im Pariser Missionspavillon zum Nachdenken angeregt werden und sich dort die Frage vorlegen, wie es um ihre Zukunft bestellt ist. Sie kann sich dort davon überzeugen, daß es für sie nur eine Wahl gibt: die Bewahrung des Glaubens oder den furchtbaren Tod im sozialen Chaos, Christus oder den Bolschewismus. Sie mag dort im Angesicht der erschütternden Dokumente, die ihr gezeigt werden, erkennen, daß sie die Sendung hat, die anderen Rassen zu christianisieren, wenn sie nicht von diesen hinweggeschwemmt werden will. Schließlich mag jeder Christ sich in der Missionsausstellung erinnern, daß der Heilige Geist nicht fern ist, daß er in jedem von uns lebt, und daß jeder durch sein Gebet, durch sein Opfer an Geld und Vergnügen und schließlich durch das Opfer der Selbsthingabe daran arbeiten soll, daß der Schmerzenswunsch Christi erfüllt werde: ein Schafstall und ein Hirte!

„Wer von uns Katholiken ins Grab geht, ohne der kathol. Mission seinen Eifer zugekehrt zu haben, der hat sein schönstes Stück Land in Gleichgültigkeit und Verachtung liegen lassen und den besten Teil seines Lebens verloren.“

Prof. Dr. Meyers



Am Nil

Die sieben Schmerzen der heiligen Jungfrau

Christi Leiden hast du vorgelitten.
Als dein lieberfülltes Mutterherz
Simeon mit scharfem Schwert durchschnitten,
Dir verkündend seinen Todesschmerz:
Lasse meine Schuld mich tief beklagen,
Die so schwere Wunden dir geschlagen!

Mußtest aus der lieben Heimat fliehen
In die Fremde, ins Aegyptenland,
Mit St. Joseph, mit dem Kindlein ziehen
Einsam durch der Wüste heißen Sand:
Laß mich gehn, o Mutter, dir zur Seiten,
Wolle du durch's Leben mich geleiten!

Deinen Sohn verlorst du ohne Schulden.
Deine Liebe suchte ihn so bang.
Mußte harren, mußte schmerzlich dulden,
Schmachten ohne Trost drei Tage lang;
Sei, Maria, mir zum Stern erkoren!
Hab' ich ihn durch meine Schuld verloren!

Mit der Dornenkrone hart geschlagen,
Sahst du ihn zur Leidensstätte gehn,
Sahst das schwere Kreuz ihn blutend tragen
Und die Feinde höhrend ihn umstehn:
Wolle, Jungfrau, du mein Herz erquickten,
Will die Last der Leiden mich erdrücken.

Schmerzensreiche, die das Kreuz umfängen,
Deren Herz der schärfste Doldh durchschnitt,
Als die Hammerschläge dumpf erklangen,
Als sein heilig Blut herniederglitt:
Laß mich mit Johannes bei dir weilen,
Laß als Sohn mich deine Liebe teilen!

Deines Heilands, deines Sohnes Leiche,
Wund, zerissen, blutend, kalt und bloß.
Nahmen sie vom Kreuz, o Jammerreiche,
Du, o Jungfrau, nahmst ihn auf den Schoß:
Habe meiner vor dem Tod Erbarmen,
Laß mich ihn im Sakrament umarmen!

Die getrauert, ach! so tief im Herzen,
Eine Rose, von dem Sturm entlaubt,
Als das Grab die Mutter voll der Schmerzen
Ihres höchsten Gutes, ach! beraubt:
Keine Sünde soll mir sie entreißen,
Ewig will ich dich im Himmel preisen!

Guido Görres

Schwarze Schwestern

Nach dem Willen der Kirche soll man möglichst bald die Eingeborenen selbst zur Mithilfe in der Seelsorge heranziehen. Es ist auch für den selbstlosen Beobachter kaum etwas notwendiger, wie die Lösung dieses Problems, da die größten Hindernisse in der Missionierung hauptsächlich im Mangel an Priestern, Brüdern und Schwestern besteht. Der Nachwuchs in Europa kann mit der wachsenden Mission nicht Schritt halten, ganz abgesehen, daß Europa infolge der moralischen Lage selbst vielfach die Anzahl der nötigen Missionare nicht aufbringen kann. Daher kann man sich freuen, daß auch aus den hiesigen Schwarzen schon Berufe sich melden. Wie überall, so sind auch da die Frauen auf religiösem Gebiete den Männern voraus. Daher ist die bisher stärkste Gründung unter den eingeborenen Missionaren, die der schwarzen Schwestern, die kleinste die der schwarzen Brüder, wenn auch die letztere trotzdem schon einen schönen Anfang zeigt.

Das Opfer macht den Beruf heilig. Das kann man besonders von den schwarzen Mädchen sagen, die Schwestern werden wollen. Die Berufswahl ist da meistens mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden. Was würden in Europa brave Eltern sagen, wenn eines Tages die einzige Tochter sagen würde: „Ich will jetzt ins Kloster gehen. Ihr müßt mir aber zur Aussteuer noch ein hohes Kapital mitgeben im Werte von 12 Stück Vieh.“ Soviel Geld bekommen die schwarzen Eltern ungefähr, wenn das Mädchen heiratet. Dabei hat es unbedingte Heiratsaussichten, und es besteht bei der hiesigen Vielweiberei nicht etwa die Gefahr wie in Europa, daß sie sitzen bleiben könnte. Daher darf man sich nicht wundern, daß selbst kath. Eltern oft die größten Schwierigkeiten machen, daß sie manchmal die Kinder sogar schlagen oder sie mit Gewalt dazu bringen wollen, sich für den Ehestand zu entscheiden. Es würde sehr interessant sein, diese Berufswahlgeschichten aufzuschreiben, die es bei den vielen schwarzen Schwestern hier — es sind schon über 100 — gegeben hat.

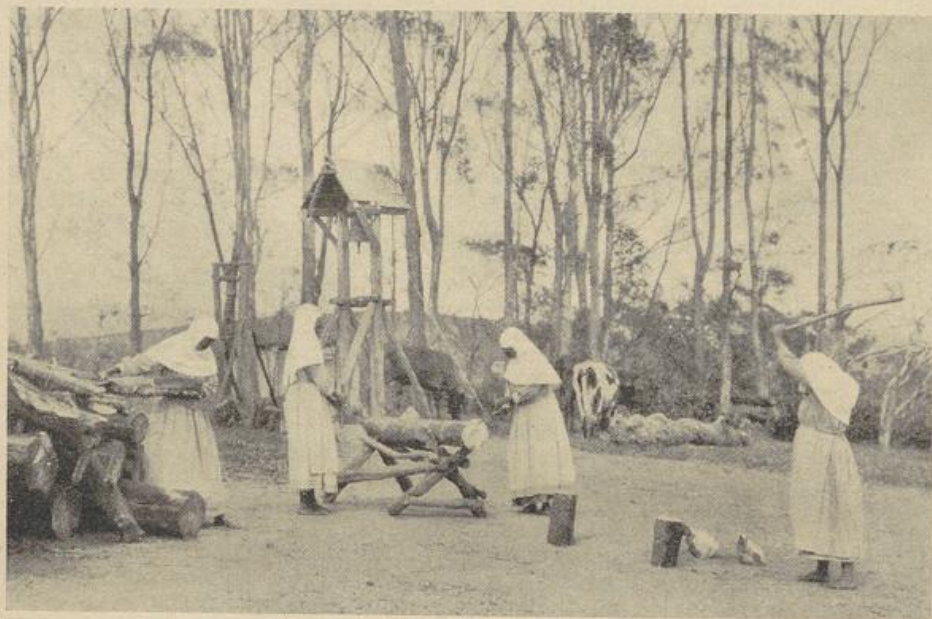
Zwei hiesige Mädchen haben unlängst eine romantische Reise gemacht, um ihren Eltern zum Klostergehen davonzulaufen. Ein Mädchen wurde von ihrem Vater, der noch dazu ein Chief ist, zum Gerichte gebracht. Der Vater kam mit seinen Indunas, riß ihr den Schleier vom Kopf und mißhandelte sie; dann brachte er sie nach Hause, um sie in gefährliche Gelegenheiten zu bringen. Der protestantische Richter sagte über solche hier unerhörte weibliche Standhaftigkeit: „Ich verstehe das Problem der kath. Schwesternberufe nicht, daher kann ich keine Entscheidung geben.“ Ja, die Welt versteht nicht die Worte des Heilandes: „Wer Vater und Mutter nicht haßt um meinetwillen, ist meiner nicht wert.“ Ein anderes Mädchen wurde auch von ihrem Vater in der Schule vor allen anderen Kindern grausam geschlagen. Als sich der Zorn des Vaters gelegt hatte, stand das Kind vom Boden auf und sagte: „Nun bin ich gerettet.“ Sie meinte damit, daß der Vater sie jetzt in Ruhe ziehen lasse, da das Schlagen auch nicht half. Ein Mädchen lief ihren Eltern davon und trat als Kandidatin ein. Unlängst ließen die Eltern ihr mitteilen, daß der Vater deshalb irrsinnig geworden sei. Fast wäre sie ins Schwanken gekommen, doch faßte sie sich bald wieder und sagte: „Trotzdem gehe ich nicht nach Hause.“ Andere haben als Lehrerinnen schon so viel Geld für die Eltern verdient, daß sie dieselben schadlos halten können.

Das Leben im Kloster ist für diese jungen Leute durchaus nicht leicht. Zu Hause brauchen sie selten den ganzen Tag zu arbeiten nach der Gewohnheit der Eingeborenen, haben viel Gesellschaft und keine Not an Nahrung. Im Kloster müssen sie den ganzen Tag von früh morgens halb 5 Uhr bis abends halb 9 Uhr mit Gebet und Arbeit zubringen. Beim Mittagessen halten sie Stillschweigen und am Abend bringen sie ein lustiges Plauderstündchen zu. Wenn in Europa die Tuberkulose in den Frauenklöstern nicht wenige Opfer fordert, so darf es einen nicht wundern, wenn sie hier auch schon einige einem besseren Jenseits zugeführt hat. Es gäbe da auch schöne Sterbebilder. Manche sind nicht nur mit Ergebung, sondern mit Freuden von dieser Erde geschieden. Ein Zeichen, daß sie das Ideal des Berufes voll erfaßt hatten.

In der Mission ist die Missionschwester viel mehr zur Mithilfe in der Seelsorge berufen als in Europa. Der Priester kann selten regelmäßig Religionsunterricht erteilen bei der Menge der Schulen und der großen Entfernung. Da sind gerade die eingeborenen Schwestern die berufensten Katechetinnen, da sie die Sprache meistern und die Kinder kennen. Wir haben jetzt auf der Station drei schwarze Lehrerinnen, die in Regierungsschulen tätig sind. Eine hat eine Inter-

mediatechule angefangen; in Europa würde man sagen eine Bürgerschule, die Vorschule für die Lehrerbildungsanstalt. Sogar mehrere Protestanten haben sich der Schule angeschlossen, und dieselbe verspricht einen guten Fortgang. In der Schule sitzen eine ganze Reihe von schwarzen Schwesternkandidatinnen, welche sich auf den Lehrberuf vorbereiten. Andere Schwestern sind auch als Katechetinnen tätig.

Es ist kaum ein Zweig der Missionierung so wichtig, wie die Katechese der Erwachsenen. Die Männerkatecheten sind oft wenig vorgebildet, fassen oft ihren Beruf nur als Brotfrage auf und kommen oft in einen bedauerlichen Schlandrian



Eingeborene Schwesternkandidatinnen bei der Arbeit.
Mariannhill Mission in Südafrika.

hinein. Und doch ist ihnen die Hoffnung der Mission anvertraut. Die schwarzen Schwestern arbeiten aus religiösen Motiven, werden im Noviziate für dieses Fach gut vorgebildet und haben Eifer in ihrer Tätigkeit, weil sie frei von anderen Sorgen sich einzig dieser Tätigkeit widmen können. Die einen gehen zu Fuß, wo es nicht weit in die Schule ist, eine fährt mit der Kutsche, wobei sie selbst den Kutscher macht; eine andere reitet und besorgt in einer Woche 6 Außenplätze, die von der Außenstation so weit entfernt sind, daß sie öfter den ganzen Tag dazu braucht. Auch Männer gehen gern zu ihren Katecheten, weil sie sehen, daß sie dort wirklich etwas lernen. Als ich unlängst den Katecheten versehen mußte, kamen die Männer zu mir und sagten: „Wir wollen wieder einen Mann haben als Katecheten, keine Schwester.“ Da schickte ich ihnen doch eine Schwester. Nach einiger Zeit stellte ich ihnen den Katecheten wieder in Aussicht. Nun sagten sie mir: „Die Schwester ist uns lieber als der Katechet“, obwohl der Katechet auch tüchtig war. So segnet der liebe Gott auch die Arbeit jener, die für ihn alles geopfert haben.

„Das Werk der Mission ist das größte Werk unserer Zeit, darum bringt es einen ganz besonderen Segen! Wir haben das immer gesehen und feststellen können.“

Pius XI.

„Wenn euch Männer bekannt sind, die eifern für die göttliche Ehre und für die hl. Missionen tauglich sind, diese feuert an, der Stimme des Hl. Geistes zu gehorchen.“

Leo XIII.

Die große Not!

Not! Notopfer! Notverordnungen! Wem sind heute die Worte, die Rufe, dieser Jammer nicht mit rauhem Griffel ins Herz geschrieben, wer hat die Wirkung nicht selber verspürt, und wer verspürt sie nicht wuchtiger, weher, wer steht diesem Zeitgeschehen nicht in tiefster Niedergeschlagenheit gegenüber oder steht ratlos voll Bitterkeit in diesem Wirrsal von Angst und drückender Sorge; aber auch voll Grimm, daß die Nasgeier und Hyänen der Menschheit noch auf ihre schändliche Beute ausgehen? Alle leiden Not, besonders die Familien mit zahlreichen Kindern. Familien, die am Hungertuche nagen und bei denen Vater und Mutter voll Schmerz auf ihre kranken und siechen Kinder schauen. Es ist die große Not, die große Prüfung! Auch Ordensfamilien leiden große Not, die Missionshäuser leiden größte Not. Die Ordensleute können keine Aufrufe erlassen, sie können keine Maßregeln erzwingen, sie haben keine Vertreter in den Parlamenten, sie können nicht streiken, sie können keine Demonstrationen durch Straßen bilden — ja, könnten sie es! Wollten sie ihre Not in die Öffentlichkeit rufen: Wer wird sie hören wollen, wer wird sie verstehen? Wieviel Entbehrung, Opfer, Verzicht, birgt sich heute hinter den Mauern religiöser Orden, hinter den Mauern unserer Missionsanstalten. Wie sollen die vielen idealgesinnten jungen Menschen unterhalten werden, die selbst aus ärmlichen Verhältnissen kaum den geringsten Beitrag zu ihrem Unterhalt beitragen können! Soll man sie heimschicken; soll man die Berufe abdrosseln, soll man bezweifeln am Opferfinn des Volkes, des christkatholischen Volkes? Hat man die Forderung des Heilandes vergessen, daß man viel geben soll, wenn man viel besitzt; aber auch wenn man wenig hat, vom wenigen geben soll! Von zwei Röcken einen abgeben soll. Will Gott nicht, daß der Mensch durch heroisches Opferleben sich ihm würdig erweise? Sollen in dieser Zeit unsere Anstalten zugrunde gehen und mit ihnen die Seelen? Wer will das mitverantworten, das gute katholische Volk sicher nicht. Ein kleinstes Scherflein kann zum größten Segen in dieser Zeit werden.

Liebe Missionsfreunde, liebe Wohltäter liebe Christen, vergesst diejenigen nicht in dieser harten Zeit, welche sich Gott gegeben um im Dienste der Seelen zu arbeiten und zu ihrer Rettung! Soll der Ernteruf Christi umsonst verhallen? Soll Satan Herr der Welt werden? Soll Gottesaat und Gottesernte vernichtet werden, nur weil es fehlt an Einsicht und Opferwillen? Auch die Mariannhiller Mission steht vor der Ernte und hat keine Mittel, leidet Mangel. Helft uns und dem Missionswerke!

Die Erntearbeit kann nur geschehen, wenn jeder im Hause zugreift. Die Kirche kann die Ernte nur einbringen, wenn alle Hände sich regen. Greif zu bei der Erntearbeit der katholischen Weltmission!

Die Ernte wartet. Keiner darf müßig stehen, den ganzen Lebensstag. Ein jeder kann helfen, muß helfen: durch Missionsgebet Missionsopfer, persönliche Aktion!

Die Ernte wartet. Wir wissen nicht wie lange. An die Arbeit, ehe die Ernte verdirbt! An die Arbeit, ehe sie unmöglich geworden ist!

Hilf auch du! Das ist Gottes Ruf voll Eindringlichkeit und auch voll Liebe. Auch du! nicht immer die andern, aber du!

Der Ernteschnitt beträgt 305 Millionen Seelen. Jeder Bund Athren bedeutet 10 Millionen. Sie sind bereit zur Einfahrt. Es fehlt an den Werkzeugen, den Mitteln, an Helfern! Wenn alle helfen, dann kann etwas geschehen und auch aus kleinen Steinen kann man ein Gebäude errichten. Die dankbaren geretteten Seelen aber werden einmal unser Trost im Sterben sein.

Das Paradieszimmer

Von Joseph Spillmann, S. J.
Nachdruck verboten!

Von dem Städtchen Goch führt der Weg durch fruchtbare Felder nach der holländisch. Grenze. In einem kleinen Stündchen kann man bequem das alte Augustinerstift Gaesdonk erreichen, welches Bischof Joh. Georg von Münster zu einer Studienanstalt umbaute. Weithin beherrscht ihr stolzer Hauptflügel mit dem zu astronomischen Beobachtungen bestimmten Turme die ebene Landschaft. Gleich hinter Gaesdonk bildet ein Bach die Grenze zwischen Preußen und Holland. Wir haben über denselben noch keine tausend Schritte zurückgelegt, so hört der fruchtbare Boden auf und verwandelt sich rasch in ödes Heide-land. Nur arme Besenbinder haben hin und wieder zwischen den verkrüppelten Föhrenständen und sumpfigen Bruchwiesen, auf denen armseliges Vieh spärliches Gras abweidet, die eine oder andere Huf zu einem Kartoffelfelde umgebrochen oder mit etwas Roggen angesät. Aber auch diese kleinen Heimwesen bleiben bald zurück, und dann dehnt sich, hier und dort von Sanddünen und Sümpfen unterbrochen, fast zwei Stunden breit bis an die niedern Ufer der Maas die Heide aus.

Ungefähr in der Mitte dieses öden Landstriches steht das Schloß Vlyenbeek, ein echtes niederländisches Kastell, von breiten Wassergräben umschlossen, die in alten Zeiten seine Stärke bildeten. In seiner unmittelbaren Nähe hat menschlicher Fleiß dem kargen Boden einige Felder abgerungen; schöne Eichenalleen bilden schattige Gänge nach den nahen Laubholzbüschen und Föhrenwaldungen, welche dem Auge die fahle Heide verbergen. Der Schloßgarten selbst, der seine dunkeln Taguswände und frischgrünen Laubengänge, seine schattigen Linden und Korkkastanien in der breiten Wasserfläche des Grabens spiegelt, ist viel schöner, als ihn der Wanderer nach dem ermüdenden Gange durch die Heide erwarten sollte. Das alte Burghaus mit den verwetterten Ziegelmauern, dem riesigen Schieferdache und dem viereckigen Mittelthurme, der in zwei sich verjüngenden Absätzen den goldenen Wappenslöwen der Wetterfahne über diese Oase der Heide emporreckt, hat noch immer sein herrschaftliches Ansehen bewahrt, wenn auch der Bau weder durch Größe noch Alter oder architektonische Zier eine Merkwürdigkeit bildet. Nur von der Südseite führt eine breite steinerne

Brücke über den fast teichartigen äußeren Wassergraben. Oberhalb des Torbogens, durch den man den äußeren Schloßhof betritt, stecken heute noch Kanonenkugeln, welche die Spanier unter Marquis Varambon im Sommer 1589 hineingeschoffen haben. Der äußere Schloßhof ist heute auf drei Seiten von der Rentei, einer Pächterwohnung und einigen Skonomiegebäuden umgeben, während der Burghau die vierte Seite einnimmt. Diesen, das Herrenhaus, umschließt abermals ein breiter Graben, der aber heute trocken liegt und teilweise mit Blumen und Ziersträuchern bepflanzt ist. Aber ihn führt zum Schloßportal eine zweite Brücke, deren eine Hälfte, wohl zur Erinnerung an die frühere Zugbrücke, aus Holz besteht. Der Burghau bildet ein massives Viereck mit einem engen, von Arkaden umgebenen inneren Hofraum, aus dem der Turm, halb in den nördlichen Hauptflügel hineingebaut, sich zu mäßiger Höhe über die wuchtigen Dächer erhebt.

Seit mehr als einem Duzend Jahren bewohnen aber die alte Burg aus der Heimat verbannte Jesuiten. Als der Reichstag im Jahre 1872 die Gesellschaft Jesu aus Deutschland vertrieb, öffnete der selige Marquis den Verbannten in diesem Schlosse auf holländischem Boden eine Zufluchtsstätte, und das schöne Werk christlicher Barmherzigkeit, das der Vater an uns verübte, setzt auch dessen edler Sohn, sein Nachfolger, mit dem gleichen Edelmute fort.

So ist es gekommen, daß ich jetzt schon im sechsten Jahre auf dem einsamen Heideschlosse wohne, und es ist mir lieb geworden mit seiner friedlichen Umgebung. Was man aber liebt, das möchte man auch kennen, und so suchte ich mich in freien Stunden über die Vergangenheit des Schlosses und seine alten Bewohner zu unterrichten. Wie oft betrachtete ich das Mauerwerk, das von manchen Veränderungen und Umbauten erzählt, und fragte mich, wer wohl die alten Bogenfenster, die jetzt noch kenntlich sind, und die schmalen, unregelmäßig verteilten Luken zumauern ließ, um an ihrer Stelle in regelmäßigen Abständen die großen französischen Fenster zu brechen. Dann schauten mich von den Wänden einige alte Familienbilder an, kirchliche Würdenträger aus dem vorigen Jahrhundert, Perückenköpfe aus der Zeit Ludwigs XIV., ein schönes Frauenbild im

Goldbrokattleide als Diana, mit Pfeil und Bogen, ein blühender Knabe in Lebensgröße, mit einem alten Steinschloßgewehre in seiner Hand. Am bedeutendsten, aber wahrlich nicht am ansprechendsten, sind die großen Bilder des Kriegsobersten Martin Schenk von Nydeggen und seiner Gemahlin Maria von Gelre. Duster steht der finster blickende Mann in seinem lebernem Reiterwams da, über das sich eine breite seidene Schärpe und ein verziertes Schwertgehänge legt, die Rechte, die in einem schweren Reiterhandschuh steckt, auf den Tisch gestützt, welcher den mit wallendem Federbusche geschmückten Helm trägt, während sich die Linke herausfordernd in die Hüfte stemmt. Das Bild der schwarz gekleideten Frau mit dem kräftigen Kopfe auf dem steifen Tellerkragen paßt nicht übel zu dem verwegenen Reitermann, und trotz Bibel oder Gebetbuch, das sie vor sich auf dem Tische zur Schau stellt, möchte man ihr doch nicht zu viel christliche Liebe zuschreiben.

Ohne Zweifel hat Blyenbeek unter diesem Paare die bewegtesten und historisch denkwürdigsten Tage verlebt. Allein der ebenso berühmte als berühmte Haudegen, der bald in spanischen Diensten unter Parma, bald als Oberst der Generalstaaten, bald unter Leicester im Dienste Elisabeths von England, bald als Feldmarschall des abgefallenen und geächteten Erzbischofs Truchseß von Köln, bald auf eigene Faust sengend und brennend das Land durchzog, der nie gelacht haben soll und im Rausche seine kühnsten Siege erfocht, der, wie es ihm Vortheil brachte, seinen Kriegsherrn verriet und den Glauben seiner Väter abschwor, der endlich bei einem mißlungenen Handstreich gegen Nymwegen im August 1589 einen elenden Tod in den Wellen der Waal fand und dessen Leichnam vom Henker gebierteilt wurde, ist mehr geeignet, Schauder als liebevolle Teilnahme zu erwecken.

Wie ganz anders schaut das Bild an seiner Seite, der fröhlich lachende Knabe mit der Büchse, aus dem morschen Rahmen herab! Die blonden Locken, die unter dem Federhute hervorquellen, die blauen Augensterne, die so lebensfrisch unter der reinen Stirne hervorleuchten, der lächelnde rote Mund, der zu fragen scheint: „Bin ich mit Wams und Weidtasche und hohen Stulpstiefeln nicht ein rechter Jägermann?“ — das ist ein Bild, das mir die Frage auf die Lippen drängte: „Wie mag es diesem Kinde ergangen sein, dessen fröhliche Stimme vor bald zweihundert Jahren die alten Räume des Schlosses belebte?“

Als ich nun das Knabenbild mit dem Kopfe der Diana im Goldbrokattleide verglich, konnte ich in dem freundlich lächelnden Angesichte die Mutter nicht verkennen; das war derselbe schön geformte Mund, derselbe kindlich reine Ausdruck der Züge. Nur die schwarzen Locken der edlen Dame, welche glänzend und weich auf die Schultern herabfallen, und das warme, dunkle Auge paßten nicht zu den blonden Haaren und blauen Augen des Knaben. Die mochte er von seinem Vater haben, den wir in dem freundlichen Bilde vermuten, welches einen noch jungen Mann von seltener Schönheit, mit milden, hellen Augen darstellt.

Diese edle Frau, dieser freundliche Mann und der fröhliche Knabe in ihrer Mitte fesselten in hohem Grade meine Teilnahme. Ihren Namen, ihren Schicksalen forschte ich nach. Die Namen konnte man mir sagen: es ist der letzte Schenk von Nydeggen, Arnold, Marquis zu Hillenrath, Herr zu Blyenbeek usw., sein eheliches Gemahl, Maria, Katharina, Gräfin von und zu Hoensbroeck, und ihr Sohn Christoffel Arnold Adrian. Aber die Schicksale ist nicht so viel aufgezeichnet, als ich wohl gewünscht hätte. Einiges beruht auch auf mündlicher Überlieferung. Aber was ich hörte und las und mit den noch erhaltenen Denkmale aus ihren Tagen zusammenhielt, genügt zu einem schlichten Bilde ihres Lebens, das sich nach Gottes Rathschluß und Zulassung nicht so dornenlos abspielte, wie die Porträte wohl ahnen ließen. Sie scheinen gemalt zu sein, bevor die Wogen der Trübsal, welche diese edeln Herzen in Bitterkeit tauchen, aber auch läutern und verklären sollten, ganz unerwartet hereinbrachen.

1.

Wie ich nach Blyenbeek kam, daselbst das Paradies malete, und wie der Junger Christoffel feierlich empfangen wurde.

Ich, Meister Jan Thysen, meines Zeichens Maler und Holzschnitzer, habe mir vorgenommen, zur Ehre Gottes, seiner lobwürdigen Mutter und zu meiner eigenen christlichen Auferbauung und Andenken, in dieses Büchlein aufzuschreiben, was sich allhier auf dem Schlosse Blyenbeek mit meinem vielliebten jungen Herren und Schüler, dem edeln Junger Christoffel, begeben und zugetragen hat.

Bevor ich aber von dem herzguten Knaben schreibe, muß ich erzählen, wie und wann ich nach dem Schlosse Blyenbeek kam. Mein erstes Altarbild malte

ich nach vollendeter Lehrzeit, so meiner großen Armut wegen freilich nicht gar zu lange dauerte, zu Brüssel für die Väter Jesuiten, und da es ordentlich ausfiel, auch recht billig war, haben mich dieselben dem Feldmarschall Kaspar Schenk von Nydeggen, einem hochangesehenen Manne in hispanischen Diensten, so damals in Brüssel lebte, gnädiglich empfohlen. Es war dieser Herr Deutschordensritter und in seinen alten Tagen ein überaus frommer, gottseliger und wohlthätiger Mann; war auch von Frater Reginaldus Groningensis, dem Provinzial der Kapuziner, aller Verdienste und Gnaden des ehrwürdigen Kapuzinerordens theilhaftig gemacht und hat vielen Kirchen und Klöstern Gutes getan, wofür ihm der Herr die ewige Krone verleihen möge. Amen.

Selbiger Feldmarschall ließ nun durch mich ein Altarbild für die Kirche zu Swalmen malen, welches ich anno Domini 1686 zu seiner Zufriedenheit vollendet, auch selbst an Ort und Stelle gebracht und aufgestellt habe. Und da er hörte — wie ich vermute, durch die Jesuitenpatres —, daß ich in Brüssel in großer Gefahr schwebe, mit andern jungen Malern ein leichtfertiges Leben zu beginnen, sagte er mir, als er mir die fünfundvierzig Goldgulden für das Altarbild bezahlte: „Meister Jan, Ihr seid annoch jung und unerfahren und wißt nicht, wie leicht die liebe Unschuld, so Euch aus den blauen Augen leuchtet, in einer Stadt wie Brüssel und fürnehmlich hinter denen Weinkannen der Malerschinken verloren geht. Seht meine weißen Haare an und erlaubt mir einen guten Rat. Verlasset Eure Brüsseler Kumpanen; es geht sonst schwerlich gut!“

Nun muß ich gestehen, daß ich das selbe mir selbst schon wiederholt gesagt, auch von meinem Beichtvater den gleichen Rat empfangen habe. Aber du lieber Himmel! Was will ein Maler anfangen? In denen Wüsten des Thebias kann ein ehrlicher Maler sein Brot nimmer verdienen, auch nicht bei den Bauern auf dem platten Lande, woraus denn folgt, daß er sich in Gottes Namen an den Höfen und in den Städten, allwo die Musen und Grazien wohnen, will sagen, die schönen Künste in Gunst und Ansehen sind, mit merklicher Gefahr seiner armen Seele den täglichen Unterhalt erwerben muß. Solches sagte ich denn auch dem Herrn Feldmarschall. Der strich sich den weißen Schnurrbart und fragte, ob ich bereit wäre, in eine Thebias zu gehen, wenn er mir Arbeit auf viele Jahre verschaffe, und da ich

dessens zufrieden war, wurden wir handelseinig.

Sandte mich also mein Mäcenass mit einem Briefe an seinen Neffen Arnold Schenk von Nydeggen nach dem Schlosse Blyhenbeef, das der alte Feldmarschall damals auf eigene Kosten umbauen ließ. Der Bau war im Rohen fertig; er mußte nun ausgeschmückt und eingerichtet werden, und dazu sollte ich mit Rat und That helfen. Auf solche Weise kam ich also nach Blyhenbeef und habe auf dem einsamen Schlosse, das mitten in einer Heide als in einer rechten Thebias liegt, anfangs fast Heimweh nach den Fleischtöpfen Aegyptens, verstehe, nach dem lustigen Leben in Brüssel, empfunden. Aber die Arbeit, so ich in Hülle und Fülle fand, vertrieb meine Grillen. Das erste Werk, das ich in Angriff nahm und vollendete, sind die Schnitzereien des neuen, eichenen Schloßtores, und brachte ich darauf in der Bogenfüllung auf einem von Blattwerk umgebenen Schilde die Jahreszahl 1688 an, während ich die beiden Torflügel mit dem von Lorbeerzweigen umrankten Wappenlöwen der Schenk verzierte. Den Lorbeer habe ich beigefügt, anerwogen der Schloßherr kurz vorher aus den Türkenkriegen ruhmreich heimgekehrt war, und hat mir selbiger eine besondere Gunst und ein Geschenk von zwanzig Albis oder Weißpfennigen eingetragen.

Leider bedeutet die Jahreszahl, welche ich einschnitzte, nicht nur die Vollendung des Baues, sondern auch das Todesjahr des edeln Feldmarschalls, meines hochverehrten Gönners, der ihn ausführen ließ. Wir hatten kaum das Tor eingesezt, als von Brüssel ein Bote in den Schloßhof ritt und die Todesnachricht brachte, zugleich mit der Kunde, daß der Leichnam nach des Verstorbenen Willen gen Afferden gebracht werde, damit er dort ruhe, wo seine Seele durch die heilige Taufe für Gott wiedergeboren worden. Wirklich kam am achten Tage auf einem sechsspännigen Wagen der liebe Tote mit großem Gepräng, von zwei Vätern Jesuiten begleitet, auf Blyhenbeef an, und da ihn ein Hofmedikus gar kunstreich einbalsamiert hatte, konnten wir den Sarg öffnen. Hatte somit den Trost, meinen liebwerten Wohltäter noch einmal zu schauen. Der liebe Abgeschiedene sah gar ruhig und friedlich aus in seinen weißen Haaren und in dem weißen Ordensmantel mit dem schwarzen Kreuze.

Kniete also gänzlich zerknirscht an dem Sarge nieder und gelobte Gott, ihm in Abgeschiedenheit zu dienen und in einen heiligen Ordensstand einzutreten, wenn

solches mein Beichtvater für ratsam halte. Als ich nun den Jesuiten in der Beicht darüber fragte, wollte derselbe von einem Gelübde jeko noch nichts wissen und meinte, es sei genug, wenn ich in meiner Stellung zu Blyenbeef verharre, anerwogen das Schloß so einsam und verlassen liege wie Sankt Pauli Kloster in der Thebais. Und so habe ich damals den festen Entschluß gefaßt, auf der Heide zu verbleiben, es sei denn, daß mich Gott zu einem andern Lebensstande offenkundig berufen würde; bin auch seither mit der Gnade Gottes auf Blyenbeef verblieben, jetzt schon im sechzehnten Jahr.

Die Vermählung des hochedeln Herrn Arnold Schenk zu Nydeggen mit der nicht minder edeln Gräfin Katharina von und zu Hoensbroech, Tochter des hochberühmten Erbmarschalls von Geldern, wurde freilich in aller Stille begangen, worüber ich mich damals schier gewundert habe. Es geschah anno Domini 1694, und habe ich mich in jenem Jahre über die Mäßen plagen müssen, um das Brunkgemach rechtzeitig fertig zu malen. Selbiges sollte eine Art irdisches Paradies vorstellen und wurde deshalb auch das Paradies genannt. Der Saal besteht aus einem Mittelraume und zwei Seitenkammern, die doch zusammen gleichsam ein Ganzes vorstellen, und sollte ich in den mittleren Raum die vier Jahreszeiten, in die eine Nebenkammer die vier Weltteile und in die andere die vier Himmelsgegenden malen. Fing also in Gottes Namen mit den vier Weltteilen an und malte in vier Kreise, so sie jetzt Medaillons oder Schaumünzen heißen, je einen Kopf grau auf rotem Grunde. Für Europa, als der Herrin der andern Weltteile, nahm ich mit Fug und Recht Ihro Majestät die Kaiserin; für Asien den Großtürken mit einem mächtigen Türkenbund; für Afrika einen Mohrenkönig und für Amerika einen Kaziken oder Indianerhäuptling mit einer schönen Federkrone. Das alles umgab ich mit zierlichem guldinem und silbernem Blattwerk, mit Ranken von Weinlaub, Efeu, Eichenblättern und Lorbeer, malte auch zwei große Porphyrvasen dazwischen, wie sie just in der Mode sind, dazu Muscheln und Schnefengewinde, daß es männiglich wohlgefiel.

Am meisten Freude hatte aber der Schloßherr über das Mittelstück der Decke. Da ließ ich durch eine Marmoralustrade den lieben blauen Himmel hereinschauen, und mitten darüber trug ein großer Adler mit ausgebreiteten Schwingen das Wappen der Schenk von

Nydeggen zusamt einem lustig flatternden Spruchbande in seinen Fängen. Es ist aber das Wappen der Schenk ein aufrecht schreitender güldener Leu in schwarzem Felde, ganz so, wie ihn die Herzoge von Brabant führten, weshalb die Schenk der Meinung sind, sie seien ein Nebenproß jenes uralten herzoglichen Hauses. Auf das Band setzte ich den Spruch meines Herrn Arnold: Coelum peto, und die Jahreszahl Anno 1694, ganz wie er es haben wollte. Und ich hörte auch, wie der Herr seiner jungen Gemahlin das Wappen und den Spruch erklärte, sagend: die Jahreszahl ihrer Vermählung werde ihn immerdar erinnern, daß ihre Verbindung ihn aus einer traurigen Welt gleichsam in einen irdischen Himmel eingeführt habe.

Der mittlere Raum mit den vier Jahreszeiten war noch nicht vollendet, als das neuvermählte Paar einzog. Ich hatte nämlich die Jahreszeiten als lebensgroße Figuren, so die Baukünstler Karpatides heißen, zuerst zwar in Lehm gemodelt, dann aber in Eichenholz geschnitz, was mich unsägliche Zeit kostete. Konnte also die Deckenmalerei erst im darauffolgenden Jahre vollenden, zu deren nicht geringem Nutzen und Vorteil, anerwogen sowohl die gnädige Frau Katharina als auch des Schloßherrn Schwester, das edle Fräulein Angelina, mir bei den großen Blumen- und Fruchtfränzen, welche in den vier Zwickeln um das Mittelbild den Statuen der Jahreszeiten und deren Gaben entsprechen, durch Rat und Tat behilflich waren. Das Mittelbild mußte eine Darstellung aus dem Paradiese enthalten; so wollte es der Herr, wiewohl es zum Plane der vier Jahreszeiten mit nichten recht passen wollte, da ich nimmermehr glaube, daß es im Paradiese jemals Winter gewesen sei. Aber da konnte der Meister Maler lange reden; der Herr sagte, er wolle damit andeuten, daß er Blyenbeef seiner Frau zu einem Paradiese einzurichten wünsche, und dabei blieb es. Auch die vier Himmelsgegenden, wozu ich vier Landschaften schon auf den Karton gezeichnet hatte, wurden nicht gemalt; mußte statt dessen den dritten Raum fein marmorieren, soviel ich mich dagegen sperrte; habe aber gar keinen schlechten Serpentin und Lapislazuli auf die Eichenbohlen geklebt.

Der liebe Junfer wurde geboren Anno 1695, wenn ich mich recht besinne im heiligen Christmonat, kann den Tag aber nicht mehr finden. Das Knäblein war bei seiner Geburt so schwach, daß es schier schien, es wolle seines Vaters Wappenspruch gleich ausführen und gen Himmel fliegen. So kam es, daß ich her-

beigerufen wurde und dem Kindlein die Nottaufe spendete, wobei es die alte Margret in den Armen hielt, mit Tränen sagend: „Nur geschwind, es stirbt!“

Allein es starb damals nicht, hat sich vielmehr ganz gut erholt und ist schon nach den ersten Monaten ein kräftiger Knabe geworden. Als nun der Winter vorbei war und Mutter und Kind sich stark und gesund fühlten, beschloß der Herr Arnold, dem Wunsche seines Herrn Schwiegervaters zu entsprechen und mit Söhnelein und Gemahlin gen Geldern zu reiten, allwo in der Kapellen auf dem Schlosse Haag die feierlichen Taufzeremonien nachgeholt, auch dem Knäblein der Name gegeben werden sollte. Ende Mai ritten sie also fort, und Fräulein Angelina, welche des Knaben Patin sein sollte, mit ihnen, und es wurde das Fest auf dem besagten Schlosse Haag am sechsten Brachmonat 1696 über die Maßen feierlich begangen. In wärendender Zeit benutzte ich die ruhigen Tage, da ich mit dem alten Matthias, dem Kastellan und Verwalter, und etlichen Dienern allein auf dem Schlosse blieb, um die Frucht- und Blumenkränze in die Zweifel zu malen. Item gedachte damit den beiden edeln Frauen, welche mir bei der Zeichnung geholfen hatten, etwelche Freude zu machen, wenn sie das Werk bei ihrer Rückkunft vollendet fänden, auch mir eine rechte Ehre bei den Herrschaften einzulegen. Und ist mir nie in meinem Leben ein Bild also gut gelungen, wie solche Kränze, und als ich eben die letzten Striche an dem dünnen Eichenlaube malte, das den Kranz der Winterfrüchte umschlinget, trat Matthias in den Saal, rufend: „Sie kommen übermorgen!“

„Es ist gut“, sagte ich, „die Kränze sind fertig!“

„Ja, Eure gemalten“, antwortete er und schob sich eine Priße in die spitze Nase; „und sie sind recht zierlich und gut gemacht. Wollte nur, wir hätten die saftigen Pfirsiche, Aprikosen, Apfel, Pflaumen und Trauben, welche Ihr da an die Decke gehängt habt, für das Festessen übermorgen abend. Leider wachsen solche Dinge hier auf der Heide nur in Eurem Gehirn! Allein die andern Kränze — das wird eine liebe Not geben; denn ich habe die Herrschaften noch lange nicht zurück erwartet. Der Herr hat mir aber beim Fortgehen aufgetragen, daß das Schloß bei der Heimkehr hübsch fein geziert sein solle; sintemalen er bei dieser Gelegenheit das Fest nachzuholen gedenke, das er bei seiner Vermählung nicht öffentlich habe feiern können.“

Da ich solche Worte meines Kastellans vernahm, sprang ich gar hurtig vom Malergerüste herunter, ihn scheltend, daß er mir solches erst im letzten Augenblicke vermelde; versprach ihm aber, das Menschenmögliche zu tun, daß alles nach Wunsch fein und zierlich werde.

Ich hieß ihn die Knechte u. Mägde in den Busch schicken, daß sie einige Duzend Körbe Eichenlaub und Heidelbeerkraut zu Kränzen holten, auch an die fünfzig Stück schöne Tännchen brächten; dann solle er gen Afferden reiten und den Magister zusammen mit den Schulkindern herbringen, damit alle helfen möchten, die Kränze zu winden. Es ist nämlich der Magister von Afferden und die ganze Schule von der hochseligen Mutter unseres Herrn Arnold gestiftet und ausgerichtet, und war mithin nur billig und recht, daß dieselben zu solcher Frone herangezogen wurden. Auch schickte ich einen reitenden Knecht an den Prior der Augustinerchorherren von Gaesdonk mit der Bitte, er möge mir einen passenden Vers oder Chronistikon zu solcher Gelegenheit für eine Inschrift verfassen und spätestens bis am folgenden Morgen nach Blyenbeel senden. Richtete in wärender Zeit Stangen und Stäbe zu zwei Ehrenpforten, die eine zwar am Eingange der äußersten Schloßbrücke, die andere aber zur Verzierung des Portals, und lehrte die Bauernmädchen solche mit Tannenzweigen und Eichenlaub zierlich umwinden, verfertigte einige kleinere Inschriften, malte auf kleine hölzerne Schilde die Wappen der Agnanten, der edeln Schenk und Hoensbroech, wobei mir der alte Matthias die Farben und Wappenzeichen getreulich angab, wie er denn in Heraldicis nicht wenig erfahren ist. Dabei lag mir die Mariann, die Köchin, beständig in den Ohren, daß ich ihr ein prächtiges Schaugericht herstelle. Weiß nicht, wer ihr verraten hat, daß ich in Brüssel auch in solchen Dingen einigen Unterricht und Übung genöß. Bin dennoch mit Gottes Hilfe zurecht gekommen; mußte mich aber nicht übel sputen, zum meist mit dem Chronistikon von Gaesdonk, das erst zu Mittag ankam, daß ich mich redlich plagen mußte, es mit roten und güldenen Buchstaben fertig zu malen. Habe es doch zustande gebracht, und als ich es oberhalb des Portalgiebels anbrachte, der mit dem Schenkenwappen geschmückt ist, war das Ding so groß, daß es schier bis an das mittlere Fenster darüber reichte. Aus selbigem Fenster ließ ich die große Schenkenfahne mit dem güldenen Leu auf die Inschrift niederwallen, welche von einem Kranze aus Eichenlaub umschlossen war, und be-

festigte in den Laubsälen des Portals die bunten Wappenschilder, daß sie gar lustig aus dem hellen Grün hervorschauten. Ach, wie ganz anders habe ich später dieselben Wappen gesehen und hatte damals keine Ahnung, wozu sie nach Gottes abgründigem Urteil noch gebraucht werden sollten!

„Ihr seid ein Hergenmeister“, sagte er schmunzelnd; „solches hat man auf Blyenbeek nicht gesehen seit Menschengedenken. Ist aber auch ein schönes Fest! Ihr wißt nicht alles, Meister Jan; an- erwogen es doch vor wenigen Jahren den

Glückszeit für unser liebes Blyenbeek geworden. Auch unser allergnädigster Landesherr, der König von Hispanien, hat in Ansehung der großen Verdienste des Herrn Erbmarschalls dessen Schwiegersohn zum Marquis oder Markgrafen erhoben. Und nun erst das Segenskind, so sie heute vom Schlosse Haag herüberbringen — ich sage Euch, Meister Jan, weinen könnte ich alter Gesell vor Freude nach all dem Trüben und Traurigen, das ich in den letzten 16 Jahren nach dem Tode des hochseligen Herrn Christoffel erlebt habe!“



Unsere Missionsstudenten in Reimlingen bei der Kartoffelernte

Anschein hatte, als sollte das alte Geschlecht der Schenk von Niddeggen gänzlich abdorren und zu Grunde gehen. Es war auch so etwas von einem Varsfüßer prophezeit als Strafe für die Freveltaten des Kriegsobersten Martin, dessen Bild in der Halle hängt.“

„Ich kenne es wohl“, redete ich dazwischen, „und hat mich das bleiche, grimmige Angesicht des Mannes jederzeit fast erschreckt.“

„Um so mehr sei nun Gottes grundlose Barmherzigkeit gepriesen, der alles so liebevoll gewendet und gefügt hat“, fuhr mein Alter Matthias fort. „Seht, Meister Jan, da unser Herr Arnold die Tochter des hochangesehenen Erbmarschalls von Geldern, des Marquis von und zu Hoensbroeck, gefreit hat, sind die beiden reichsten Geschlechter in ganz Gelderland ehelich verbunden. Da hat sich der Spruch erfüllt: Geld zu Geld und Ehr zu Ehr, und ist sothane glückselige Verbindung der Brunnquell zu einer neuen

Noch nie hatte ich meinen alten Matthias, so ansonst eher ein stiller und verschwiegener Gesell ist, also redselig und mitteilend gefunden. Fragte ihn daher, wie es dann gekommen sei, daß man die Vermählung unserer Herrschaft so still und heimlich begangen habe. Da wollte er doch nicht gleich mit der Sprache heraus, sondern schickte mich in den Schloß- turm, da ich die Fähnlein, welche in den Dachlufen aufgesteckt waren, anders verteile. „Rechts das Schenkfährlein“, sagte er, „links das Hoensbroeckische mit dem gekrönten, doppelgeschwänzten schwarzen Leu in weiß und rot geteiltem Felde, und nach den beiden andern Seiten die Gelderischen und hispanischen Farben. Item seid auch so gut, oben selbst etwas Ausschau zu halten, anerkennen Ihr mit Euren scharfen Augen mehr sehet als ich mit den neuen Gläsern, welche mir meine Alte auf dem Clever Markt gekauft hat. Sobald Ihr den Zug aus dem Weezener Walde auf die Heide kommen seht, gebt

Ihr dem Knechte Grates das Zeichen, daß er die erste Kartaune löse. Dann kommt herab, daß wir die Herrschaften gebührender Maßen begrüßen.“

Stieg also auf den Turm und machte den Wart. Es war aber ein gar schöner Sommerabend. Die liebe Sonne senkte sich langsam und übergieß die gelben Sanddünen, die braune Heide und die dunkeln Kieferbüsche mit einem guldnen Glanze, daß sogar die öde, einförmige Landschaft, von ihrem Farbenzauber überhaucht, schön und gleichsam verklärt wurde. Hätte gar gerne versucht, das liebliche Bild etwa auf die Leinwand zu bringen, wiewohl kein Maler mit Pinsel und Farbe malen kann, wie es der allmächtige Gott mit etlichen Strahlen seiner lieben Sonne für das Auge des Menschen in Pracht und Lieblichkeit hinstellt. Während über der Heide die warme Luft noch zitterte, erhob sich von der Maas her ein erquickender Wind, spielte lustig mit den Fahnen und wehte mir Kühlung zu. Darüber kam ich ins Träumen und hätte beinahe den rechten Augenblick verpaßt; denn die Reiterschar hatte schon eine gute Strecke zwischen dem Weezener Walde und dem nächsten Busche zurückgelegt, als ich sie erblickte. Winkte also rasch dem Grates mit dem Tüchlein. Der war nicht faul, schüttelte frisches Kraut auf das Zündloch, schwenkte die Lunte und — pardaut! frachte der Schuß über die Heide, worauf ich alsbald die Leiter und die steilen Turmtreppen hinabkletterte und in den Schloßhof zu meinem Matthias hinaus trat.

In selbem wimmelte und wogte es jehund von fröhlichen Menschen. Nicht nur alle Hörigen unseres Herrn, sondern viele Neugierige aus den umliegenden Dörfern, ja sogar von Goch, waren gekommen, um den feierlichen Einzug des kleinen Schenk in sein Stammschloß zu sehen. Mein alter Matthias hatte genug zu tun, die Leute in Reih und Glied hinter den Tännchen und Kränzen aufzustellen. Als endlich etwelche Ordnung geschaffen war und rechts vor dem äußeren Triumphbogen der Magister von Afferden mit seinen Chorknaben, links drei Fiedler, ein Hackbrettspieler und ein Hornbläser standen, riefen die Kinder auch schon: „Sie kommen!“ Da hoben alsbald die Musikanten ihr Spiel an und die Leute schrieen, mit den Hüten schwenkend, wie der Kastellan sie gelehrt hatte, ein kräftiges Vivat.

Wirklich kamen die edlen Herrschaften längs der Blühe über die Wiese. Noch heute sehe ich sie ganz lebhaft vor meinen Augen, daß ich mir wohl getraute, sie

zu malen. An der Spitze des Zuges ritten die beiden Herren Marquis Arnold Schenk von Nydeggen und dessen Schwiegervater, der Erbmarschall von Geldern, Marquis von und zu Hoensbroech. Den beiden Herren folgten die Marquise und das Edelfräulein Angelina, und schwer war zu sagen, welche der beiden Damen holdseliger sei. Die Schloßherrin trug ein blaues Seidenkleid, das kurze, mit Spizenbäuschen verzierte Ärmel hatte. Die schwarzen Locken fielen in feinen Ringeln auf die Schultern nieder, und das schöne, liebliche Gesicht mit dem dunkeln Auge glühte von dem Ritte über die Heide. Angelina hatte blonde Haare und helle, blaue Augen; sie schien mir immer, wie ihr Name andeutet, ein halber Engel zu sein. Jetzt trug sie als Patin das in ein Seidenkissen eingewickelte Kind, und so waren aller Augen auf sie gerichtet. Dahinter ritten mit großem Prunk noch andere adelige Herren und Damen, Verwandte und Benachbarte, worunter ich nur die von Arcen, von Well, von Wyssen und von Geystern namhaft machen will.

Als die Kavalkade die breitästigen Linden vor der äußeren Schloßbrücke erreicht hatte, machte sie Halt u. wartete, bis die Musikanten ihr Stück geendet u. der Magister von Afferden ein artiges Viedlein eigener Komposition mit seinen Knaben gesungen hatten. Dann trat mein alter Matthias den Herrschaften entgegen, sagte unter tiefer Verbeugung seinen Willkomm und brachte, wiewohl mit einigem Kniegeschlotter, einen gar nicht übel gesehten Spruch aus auf den jungen Herrn, der nach seinen beiden Großvätern in der heiligen Taufe die Namen Arnold Adrian Christoffel erhalten hatte. Kräftig schrien alsbald die Bauern, wie er sie gelehrt und eingeschult, mit den Hüten und Zipselmützen schwenkend, dreimal „Hoch!“ Dabei schonten sie ihre Lungen so wenig, daß die Reitgäule die Ohren spikten und schier durchgegangen wären. Dazu spielten und bliesen die Musikanten, und der Magister von Afferden setzte mit seinen Knaben nochmals ein, und vom Walle erdröhnten die Viertelkartaunen, und auf dem Schloßturme wapperten lustig die Fähnlein im Abendwinde — Summa: es war schier ein Jubel, als ob ein Königssohn geboren wäre. Bei all dem Schießen und Schreien erhob denn auch mein kleiner Junker Christoffel sein Stimmlein und begann so laut zu weinen und zu greinen, daß ihn die Patin Angelina durch kein Schütteln und Wiegen beruhigen konnte. Da nahm ihn die Mutter lächelnd in die Arme, schmiegte ihn an die Brust und scherzte:

„Kind, alles lacht, und du weinst beim Einzuge in dein Schloß?“

„Er ist das Schießen noch nicht gewöhnt“, rief lachend sein Vater. „Laß ihn nur erst so groß werden, daß er eine Büchse heben kann, da sollst du sehen, welche Freude der Knabe am Schießen hat, so wahr er ein echter Schenk ist.“

Seine Patin Angelina aber sagte: „Möge es ihm nie Unheil bringen“, und ist mir in den letzten Tagen so tadelndes Wort der reinen Jungfrau oft eingefallen. Will sie nächstens doch fragen, ob sie etwa dabei ein Vorgefühl empfunden habe.

Herr Arnold dankte hierauf den Leuten für den schönen Empfang, den man seinem lieben Söhnlein, seinem trauten Ehegemahl, seinem hochedeln Herrn Schwiegervater, ihm selbst und allen Gästen bereitet hatte. Dabei versprach er in Sonderheit den lieben getreuen Kastellan und mich, den er seinen „geschickten Meister Thissen“ nannte, dessen Kunst der schöne Portalschmuck wohl verrate. Auch fragte er, wer das feine Poema und Chronistikon verfaßt habe, und gebot dem Kastellan, am nächsten Morgen den ehrw. Augustinern nach Giesdorf fünf Malter Korn und eine Bütte Bier zu bringen zum Danke für ihre freundschaftliche Liebe, auch sie zu bitten, eine heilige Messe für den kleinen Christoffel zu lesen. Endlich sagte der Herr den Bauern und dem Gesinde, sie möchten sich an Bier und Brot, Schnaps und Schinken zu Ehren des jungen Schenk gütlich tun und könnten auch auf der Tenne in Ehren einen Tanz aufführen, wozu ihnen die Spielleute fiedeln und blasen sollten. Da erhob sich ein großer Jubel, und während die Herrschaften unter vielen Komplimenten und tiefen Bücklingen über die Brücke durch das Portal des Burghauses eintraten, stimmten die Musikanten schon den ersten Hops an, wozu alsbald die Zöpfe der Mädchen und die weißen Flügelhauben der Weiber im Rundtanz lustig flogen, derweil die Holzschuhe der Bauernburschen einen kräftigen Takt polterten.

Wie ich im Paradies zur gräflichen Tafel gezogen wurde und was mir der alte Matthias nachher Bedenkliches erzählte.

Die Festtafel hatte mein alter Matthias in dem mittleren Raum des Paradieses zwischen den vier Standbildern der Jahreszeiten gar reich und zierlich decken lassen. Nun geschah es, wie ich nachher von Grates, dem Knecht, hörte, daß männiglich über den Schmuck dieses Saales in großes Erstaunen geriet, da

sie selbigen nach vollendeter Bemalung zum erstenmal erblickten und dergleichen Prunk auf dem einsamen Schlosse inmitten der Heide mit nichten erwartet hatten. Selbst der Herr Erbmarschall belobte erstlich den Plan und zum andern die Ausführung, in Sonderheit der geschnitzten Figuren und Karpatiden. Aber die Mägen ersreut ob der Frucht- und Blumenkränze, die gar lustig und frisch aus den Zwickeln herabschauten, seien aber fürnehmlich die gnädige Herrin und das edle Fräulein Angelina gewesen; hätten auch sofort dem Herrn Marquis in den Ohren gelegen, daß man mich zur Tafel ziehe. So gebot denn der Schloßherr, daß für den alten Matthias und mich im Nebenraume ein Tischlein gedeckt werde, nicht in dem mit den vier Weltteilen, sondern in dem marmorierten. In erstgenanntem stand nämlich just unter dem Adler, der mit dem Schenkentwappen und dem Sprüchlein „Coelum peto“ gen Himmel fliegt, die kostbare Prunkwiege, so ich heimlich geschnitzt, gemalt und verguldet hatte. Darin haben sie meinen lieben Junker gelegt, als sie ihn am Ende des Mahles zu den Gästen brachten, was ich alsbald erzählen will.

An dem Herrentisch ging es allbereits hoch her und wurde von lauterem Silber gegessen, was dazumal wohl nicht in manchem adeligen Hause Gelderns möglich war, anerwogen die schrecklichen Kriegszeiten und vielen Brandschatzungen das Silberzeug über die Mägen rar gemacht hatten. Natürlich redete man auch vom Kriege, wobei ich die klugen und wohlgelesenen Worte des Herrn Erbmarschalls, so seither meistens eingetroffen sind, gar sehr bewunderte. Als aber die Herren den Weinkannen etwas mehreres zugesprochen, auch der Nachtschale aufgetragen war, ging es merklich lustiger zu. Da neckte der alte Herr von Loe unsere gnädige Frau gar anmutig, daß sie die schönsten Aprikosen, Pfirsiche und Trauben, so er im Leben gesehen, an die Decke hänge, anstatt auf die Tafel lege und also den Gästen die Qualen des alten Sitalus bereite; denn nimmermehr wolle er glauben, daß die Dinge da droben gemalt seien. Aber unsere edle Frau Katharina wußte ihm recht wohl zu antworten. Der alte Sitalus, sagte sie, sei ihres Wissens also gestraft worden, weil er an der Göttertafel eine lose Zunge geführt, und müsse sich mithin der Herr Graf vielleicht eines ähnlichen Fehlers schuldig wissen, sintemalen er dessen Qual empfinde. Sie aber sei eines harmherzigen Sinnes und wolle ihm in seiner Not mildreich beispringen.

Damit goß sie ihm aus der silbernen Ranne goldperlenenden Rheinwein in den Becher, ob welcher fröhlichen Antwort männiglich der edeln Frau Beifall zollte.

Hernach wurde das Schauen aufgetragen, das ich mit großer Mühe in wählender Nacht hergerichtet hatte. Selbiges stellte eine mehr als schuhlange Wiege für und war außen schön bemalt, auch mit den Wappen der Schenk und Hoensbroech verziert, inwendig aber voll von Printen, Waffeln und Marzipan. Auf dem Rissen der Wiege ruhte der schlafende Gott Amor, ganz aus Zucker; hatte ihm auch mit Johannisbeerfaß die Backen und das Mäulchen fein rot bemalt und ihm sein Gewaffen, will sagen Bogen und Köcher, aus goldgelbem Zuckerandis, zur Seite gelegt.

„Nehmt sie Euch alle“, versetzte lachend mein Fräulein; „nehmt sie samt Köcher und Bogen und versüßt damit die Bitterkeit Eures Grammes, an den niemand glauben mag.“ Und mit soltner Antwort hatte sie die Lacher auf ihrer Seite.

Mein Junker aber, den der Bacheracher gar beredt machte, rief mit lauter Stimme: „Wache auf, o schlafender Amor! Strafe die Graufame, du, der Freuden verspricht und bittere Leiden verleihet!“ Derweil er aber bei solchen Worten seine Hand auf den Köcher des Gottes legte, berührte er die Feder, welche die Seiten der Wiege öffnete, so daß dieselben aufsprangen und ihren süßen Inhalt, verstehe Printen und Marzipan, über die Tafel ausschütteten. Nun will ich nicht sagen, wie die ganze hohe Gesellschaft darob jubilierte, sintemalen sich das jeder leichtlich fürstellen kann.

Alsogleich sprach unsere gnädige Frau Katharina: „Seht, Junker, wie Amor Euer Wort in verwunderlicher Weis Lügen straft! Ihr sollt ihn mir nicht lästern. Mir hat er Glück und Freude gebracht und auch nicht eine bittere Stunde, anerkennen er mir meinen lieben Mann gab und den herzsüßen Christoffel. Schauet, ihr Herren, was er mir in diesem Schloß zu Blyenbeek für ein Paradies herzauberte, dessen Abbild und Gleichnis Meister Thysen an Wand und Decken gar kunstfertig dargestellt hat. Seht da die vier Jahreszeiten, welche mich der Reihe nach mit immer neuen Gaben beschenken, mit Blumen und Früchten! Und jeko kommen auch die lieben Engel ins Paradies — wie denn der erste, verstehe unsern kleinen Christoffel Arnold Adrian, allbereits eingezogen, so daß ich mit Dank gegen Gott erachte, es gäbe keine glücklicheren Menschen als meinen Mann und mich!“

Als nun die Mutter den lieben Christoffel meinem gnädigen Herrn in seine väterlichen Arme gelegt hatte, erhoben alle Gäste Humpen und Becher, und auch die Frauen stießen mit ihren zierlichen venezianischen Gläschen hell klingend an und tranken, daß solches Eheglück festiglich besteshe, das liebe Kind wachse und gedeihe und der edle Stamm der Schenk von Nydeggen in Ehr und Ansehen auch fürderhin grüne und sprosse.

Da nun solche Trinksprüche ohne eingehaltene Etikette oder Hofstille also stürmisch durcheinander wirbelten, schützelte mein Erbmarischall seine große Staatsperücke, hob auch den Finger und sagte lächelnder Miene zu seiner Tochter: „Kind, du hast mir mein ganzes Konzept verdorben, alldieweil der erste Trinkspruch sonder Zweifel Sr. Heiligkeit Innocentio XII., unserem glorreich regierenden Papste, und Sr. Kaiserlichen und Apostolischen Majestät Leopoldo I. gebührt; der zweite aber unserem allernädhigsten Landesherrn, Sr. Katholischen Majestät Carolo II. von Hispanien. Dann mag immer noch Platz sein für einen Trinkspruch auf unsern kleinen Schenk, auf dein und deines Mannes, meines vielliebten Schwiegersohnes Glück und Wohlfahrt, wie nicht minder auf die Blüte eures Hauses. Was nun das Blyenbeeker Paradies angeht, welches ihr euch gar schön und kunstreich eingerichtet, wünsche ich von Herzen, daß es in guten und in bösen Tagen Bestand habe, und solches wird denn auch nicht ausbleiben, wenn der rechte Amor bei euch Einklebe nimmt; nicht jener der blinden Heiden, sondern jener, den das Kindlein von Bethlehem auf diese Erde brachte. Der kommt vom Himmel, hat den Himmel bei sich und führt gen Himmel.“

Lieber Sohn, du hast dir da unter dein Wappen, das ein Adler stolz gen Himmel trägt, den schönen Spruch malen lassen: Coelum peto — Zum Himmel strebe ich — und dazu die Jahreszahl deiner Vermählung mit meiner guten Katharina Anno 1694. Denket an solten Spruch und lehret ihn euren Knaben und leget denselben vom christlichen Himmel aus und nicht nur von dem Parnassus der Poeten, verstehe den Himmel irdischen Ruhmes und irdischer Größe. Unsere Ahnherren haben gemeiniglich fromme Sprüche unter ihre Wappen gesetzt, wie auch unser Spruch ein gar frommer ist und Soli Deo — Nur für Gott! — lautet.

Ich bin jetzt ein betagter Mann und darf wohl sagen, daß ich etwelches zum Besten unseres Gelderlandes, des Erz-

hauses Österreich, welches Gott schützen möge, und Sr. Katholischen Majestät getan habe — hoffentlich auch ein wenig für Gott, ansonst wäre es gar traurig; anerwogen es allen Schein hat, daß Geldern bald unter einem andern Herrscherhause stehen wird. Banet also euer Glück nicht auf diese Erde, wo alles wechselt wie ein leidiges Aprilwetter, sondern auf den Grund, der allein ewigen Bestand hat. Strebet zum Himmel! Und möge der grundgütige Gott geben, daß er dieses jetzt und in der heiligen Taufe zum Himmelserben angenommene Kind ewig mit uns allen in seinem wahren Paradiese glücklich mache, dessen Bildnis und Konterfei ihr euch vor Augen habt malen lassen! Unser junger Christoffel Arnold Adrian lebe also dermaßen, daß er ewiglich lebe!“

Nach soltanem christlichen Trinkspruch hatte die Mahlzeit ein Ende, und es begaben sich die Frauen mit dem Kinde in die Familienstube, wo für sie noch süßes Gebäck und in zierlichen chinesischen Täßchen Tee dargereicht wurde, ein zur Zeit rares und köstliches Getränk, das wir von einem Kaufherrn in Rotterdam die Maas herauf beziehen. Die Herren aber setzten sich in die Halle und sprachen dem edeln Gaste der Rüdesheimer Trauben in großer Munterkeit zu.

„Der Freudentag ist ihnen wohl zu gönnen nach den langen trüben Kriegzeiten“, sagte der wackere Matthias; „und wer weiß, was uns Schweres bevorsteht!“

„Auch der Herr Erbmarschall scheint düstere Ahnungen zu haben“, entgegnete ich. „Er glaubt wohl, daß nach dem Tode unseres kinderlosen Königs ein neuer greulicher Kriegsbrand ob der hispanischen Erbschaft ausbrechen werde; möge Gott solches gnädiglich abwenden! Ein überaus kluger, frommer und fürsichtiger Herr, dieser Marquis Hoensbroech! Hat aber einen gar ernsten und eindringlichen Trinkspruch ausgebracht, wie ich in meinem Leben keinen hörte!“

„Ja, der Herr Erbmarschall ist ein hochweiser und herzensguter Herr! Mit Fug und Recht dürfen wir ihn meines Herrn andern Vater nennen, anerwogen er ihm viel mehr Gutes getan als Ihr nur ahnen könnet. Ihr habt mich heute gefragt, weshalb die Vermählung vor zwei Jahren so in aller Stille geschlossen wurde. Will Euch nunmehr solches erzählen, und alles, was damit zusammenhängt, woraus Ihr dann leichtlich den Herrn Erbmarschall noch besser erkennen möget. Auch müßt Ihr so wie so früher oder später eine leidige Geschichte erfahren, von der ich immer

fürchte, sie werde noch einen Schatten auf das Glück unserer gnädigen Herrschaft werfen. Weiß, daß Ihr es gut mit unserer edeln Frau meinet, und so werdet Ihr mir wachen und wehren helfen.“

Auf solche Worte meines Matthias, so mich schier erschreckten, gab ich zur Antwort: „Mit meinem Leben, wenn es sein muß.“

„Ich glaube es gern“, sagte er. „Seht der Mond scheint hell, und die Luft ist anjezt nach dem heißen Sommertage milde. Wir wollen selbander in den Wallgang gehen. Dort kann ich Euch ungestört alles erzählen.“

Der alte Mann, den ich sonst immer schweigsam gefunden hatte, war an jenem Abend gar mitteilend; ob solches etwan der Bacheracher getan, oder ob die Freude sein Herz erschlossen, oder ob eine Ahnung ihn bewegte, das lasse ich in seinen Würden. Er erzählte mir von dem alten seligen Herrn Christoffel, dem Vater unseres Herrn Arnold, so bei vielen guten Eigenschaften ein heftiger und manchmal schier streitsüchtiger Herr war. Selbiger hatte auch mit dem Erbmarschall Hoensbroech einen Streit, sintemal er ihm das Recht bestritt, in der Versammlung der gelderischen Stände den Vorsitz zu führen. Den Prozeß, der mit nicht geringen Kosten an Geld und Gut hin und her gebeutelt wurde, haben die Herren vom Kammergericht schließlich also geschlichtet, daß dem Erbmarschall allerdings dieser Vorsitz gebühre, daß aber hinwiederum in seiner Abwesenheit die Schenk als Herren von Hillenrath den ersten Platz einnehmen sollten. Item hätte deshalb damals niemand gedacht, daß die beiden verfeindeten Familien sich alsobald versöhnen, ja durch eine Ehe verbinden würden.

„Dennoch war der Erbmarschall derjenige, der seines Gegners Sohn nicht nur aus einem großen Unheil befreite, sondern demselben sogar sein jetziges großes Glück zugewendet hat“, fuhr der Rastellan fort. „Und das kam also. Der Herr Christoffel starb, als unser Herr Arnold erst 17 Jahre alt war. In so jungen Jahren sein eigener Herr und der Herr so großer Güter sein, tut aber selten gut; Ihr werdet Euch derowegen nicht verwundern, daß der edle, herzensgute Jüngling sich in seiner Unerfahrenheit in einen bösen Handel verwickelte. Solches geschah denn leider Anno 1682, als er ins Sülicherland ritt, wo er bei Verwandten Besuche machte. Ich war bei ihm und hätte meine Augen rechtzeitig offen halten sollen. Unser Herr war damals ein bildschöner Jüngling; kennt ihr doch sein Konterfei, das in der Halle

hängt; dasselbige ist in damaliger Zeit von einem Meister gemalt worden, der nicht so stunkerte, wie ihr Maler es ansonst gewohnt seid.“

„Es ist sehr schön, wacker gemalt; aber so es nicht geschmeichelt, hat sich der Herr seit dazumal gar ungewöhnlich verändert; das Antlitz ist jetzt so blaß, die Wangen eingesunken und von frühzeitigen Furchen durchzogen, daß ich wohl erachte, er habe seit jenen Tagen Schweiß erduldet.“

„Wohl hat er Bitteres verkostet! Höret nur: Im Sülcherlande traf er mit einer Französin zusammen, so eine verwitwete Gräfin de Bruay zu sein vorgab. Ein schönes, aber gar gefährliches Weib! Will ihres liederlichen Lebens nicht weiter gedenken. Ich habe sie immer für eine rechte Hege gehalten und glaube bestimmt, daß sie das Herz des jungen Arnold mit höllischem Zauber umstrickte und zugleich meine Augen verblendete: hätte ansonst die Neke sehen müssen, die sie in seiner Unerfahrenheit stellte, nicht anders als ein Vogelfänger den Finfen. Als ich es endlich merkte, war es leider Gottes zu spät. Summa: Sie hatte ihn zu einer heimlichen Ehe verleitet, und nun vermeinte der Ruckucksvogel im warmen Neste sicher zu sitzen. Jetzt kam es heraus, wer die vermeintliche Gräfin de Bruay war; die Tochter eines Quacksalbers aus dem Lande Artois, welche sich in den französischen Heerlagern umhergetrieben hatte; mehr will ich nicht sagen; möge unsere gnädige Frau nie etwas von der Unseligen erfahren!“

„Selbiges Weibsbild ist natürlich schon lange tot?“ fragte ich über die Massen erschrocken.

„Leider lebt sie meines Wissens; gebe meinen kleinen Finger von der Hand, wenn ich das Unglücksweib damit bannen könnte! Die Ehe war freilich aus mehr als einem Grunde von Anfang an null und nichtig. Doch hatte ich gar nicht

den Mut, meinem Herrn Arnold die Augen zu öffnen. Wie Ihr mir trauen dürft, hatte er in gutem Glauben gehandelt. Da hörte ich, daß der Erbmarschall auf einem benachbarten Gute verweile, und anerwogen ich denselben immer für einen klugen Edelmann gehalten, saßte ich einen Mut, ritt heimlich zu ihm und sagte ihm alles. Er hat der alten Feindschaft zwischen ihm und dem Schenk nicht weiter gedacht, sondern ist ohne Säumnis zu meinem Herrn gekommen. Ich war im Vorzimmer, als er dem armen Junker seine Lage eröffnet; es dauerte lange. Endlich ging die Tür auf, und die beiden traten heraus. Junker Arnold war bleich wie der Tod, und seine Augen standen voll Tränen; er konnte nicht reden; schluchzend ergriff er die Hand des Erbmarschalls und küßte sie. Der tröstete ihn und sagte: „Alles kann wieder gut werden. Handelt jetzt wie ein Christ und wie ein Edelmann und seid überzeugt, daß ich Euch in allem nach besten Kräften helfen werde, wie ein Vater seinem Sohne.“ — „Ja“, sagte mein Herr Arnold, „Ihr seid wahrlich wie ein Vater zu mir gekommen — aber zu helfen wird mir nicht mehr sein, dieweil diese Betrügerin und mein Leichtsinns mein Lebensglück geknickt haben.“ — „Doch, doch“, tröstete ihn der Erbmarschall, „mit Gottes Gnade wird die Wunde wohl wieder verharschen. Zeiget den Leuten, daß Eure Unerfahrenheit getäuscht wurde, so wird man solches Eurer Jugend leicht verzeihen.“

„So mit väterlichem Wort ihn mahnend und tröstend, ritt der Erbmarschall von dannen. Da befaß mir mein junger Herr, unsere Siebenfachen rasch zu packen und die Pferde zu satteln. Eine Stunde später ritten wir ohne Abschied fort, und seither hat Herr Arnold die Emerentiana Dausque — das ist der wahre Name jener erlogenen Gräfin de Bruay — mit keinem Auge mehr gesehen.“

(Fortsetzung folgt)

Dosierung und Dauer der Silvana-Trinkkur

Die Dauer der Trinkkur erstreckt sich im allgemeinen auf 4–6 Wochen. Dreiviertel-Liter pro Tag, beliebig verteilt und zu beliebigen Tageszeiten getrunken, teilweise sogar beim Essen, genügen. Eine besondere Diät ist bei der Trinkkur mit Silvana-Quelle nicht erforderlich, sofern nicht die Krankheit selbst eine solche erheischt.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, bahr.-Schwaben

mit ein Zeichen dafür, daß der Österreicher, obschon sein Durchschnittseinkommen sinkt, die teuren Tabakfabrikate vor den billigeren immer mehr begünstigt. Wie in den meisten Ländern, geht auch in Österreich der Zigarrenkonsum zugunsten des Zigarettenverbrauchs zurück; da an der Verbrauchssteigerung vor allem die leichten Zigarettensorten beteiligt sind, ergibt sich, daß die Bevorzugung der Zigarette vor allem auf das Steigen der Zahl der Raucherinnen zurückzuführen ist. Auch beim Zigarettentabak ist eine starke Absatzsteigerung (um rund 700 Zentner) zu verzeichnen; die 1929 aufgestellten 18 Zigarettenautomaten erzielt bereits einen Umsatz von über

4 Millionen Stück!

Die Tabakregie wird daher in der nächsten Zeit weitere 200 Tabakautomaten aufstellen. Als Kuriosum sei erwähnt, daß in Österreich im abgelaufenen Jahr immer noch 123 288 Kilogramm Schnupftabak verbraucht worden sind. Auf den Kopf der österreichischen Bevölkerung, vom Neugeborenen bis zum Greis, entfällt von dem Wert der im Inland verkauften Tabakfabrikate ein Betrag von 53,5 Schilling; um den Gesamtbetrag könnte man 14 000 Einfamilienhäuser errichten — wenn diese ungeheuren Werte des Volksvermögens nicht mit Beihilfe des Staates in blauen Dunst aufgingen!

Gebetserhörungen

Königsstetten: ... Schill. Almosen als Dank für die Hilfe in großen Anliegen durch die Fürbitte des hl. Antonius.

Ein: Ein Laienbruder dankt dem hl. Herzen Jesu für die Hilfe in besonderen Anliegen.

M. W. i. D.: Dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und dem hl. Joseph sei Dank für Erhöhung in großer wirtschaftlicher Not.

F. S. i. B.: Dank dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Antonius für Hilfe bei Entlassung meines Wechsels.

W. C. i. M.: Allen Engeln und Heiligen, besonders dem hl. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. I. sei tausendfacher Dank gesagt für den glücklichen Verlauf einer schwierigen Magenoperation und Pungenentzündung.

In Oberhausen, Amt Bruchsal, Baden, haben die Erstkommunikanten 21 Mark gespendet für ein Heidenkind auf den Namen Philipp Jakob.

Orbheim, P. W.: Dank Anrufung der hl. Theresia und anderer Heiligen wurde ich in einem Anliegen erhört.

R. K. i. B.: Tausend Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Sud. Thadd. für Hilfe nach schwerer Operation und mit der Bitte um weiteren Erfolg.

M. J.: Sende Antoniusbrot als Dank für Erhöhung in mehreren Anliegen.

R. M. i. T.: Dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Sud. Thadd. und dem sel. Br. Konrad herzl. Dank für Hilfe in Krankheit und bitte um weitere Hilfe.

Ungeannt: Anbei Mf. ... für die Mission als Dank für Erhöhung in einem Anliegen.

R. K. 1858: Innigen Dank für Erhöhung.

Nachen: Dank für erlangte Hilfe in einem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. Bitte um weitere Hilfe u. ums Gebet, besonders daß die Kinder brav und gut werden.

R. K. 1858: Bitte um eine Novene zur lb. Gottesmutter v. Lourdes und zum hl. Antonius und zu den armen Seelen.

Dank für erlangte Hilfe in verschiedenen Anliegen. Mf. ... mit der Bitte um weitere Hilfe.

Bischdorf, S. J.: Sende Mf. ... als Antoniusbrot zum Dank dem hl. Antonius für guten Ausgang in einer Gerichtssache. Veröffentlichung war versprochen.

Veschnitz, C. K.: Sende Mf. ... Antoniusbrot, und bitte um Veröffentlichung im Vergeltungsmemorial für die Erhöhung einer Bitte, die der hl. Antonius wunderbarerweise erfüllt hat.

Als Dank für Erhöhung in einem Halsleiden zwei Heidenkinder auf den Namen Konrad und Antonius. Beitrag erhalten. Gott vergelte es!

S.: Mf. ... für den Theresienaltar in der Mariannhiller Herz-Jesu-Kirche als Dank für wiederholte Hilfe in Krankheit. Veröffentlichung versprochen.

Forst: Nach Anrufung der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, der hl. Maria Theresia, des sel. Br. Konrads von Alttilling und des hl. Antonius bin ich erhört worden. Anbei Missionalmosen mit der Bitte um Veröffentlichung.

S. Sch.: Anbei Mf. ... für ein Heidenkind als Dank gegen Gott für erlangte Hilfe und bitte um weitere Unterstützung im Gebet. Veröffentlichung war versprochen.

Büdingen: Anbei Mf. ... als Dank für Erhöhung.

Badorze, D. A.: Opfere dem hl. Antonius die Mf. ... für erhaltene Gnaden als Dank.

Gebetsempfehlungen

Müssen C. C.: Bitte um eine neuntägige Andacht zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und dem hl. Sud. Thaddäus um Hilfe in schweren Familienzwistigkeiten und in tiefer Not.

F. S.: Anbei Mf. ... als Antoniusbrot zu Ehren des hl. Antonius und der hl. Theresia v. Kinde Jesu, mit der Bitte um ein neuntägiges Gebet um Hilfe für Leib und Seele und um Heilung eines üblen Gesichtsauschlages meines

Neffen. Bei Erhöhung Veröffentlichung versprochen.

Schambach, S. L.: Eine Familie bittet um das Gebet zum hl. Joseph, zur schmerzhaften Mutter Gottes und zum sel. Br. Konrad um Hilfe für ihre Kinder und in schweren Anliegen.

Laßk, M. G.: Bitte um eine Novene zum lebenden Heiland und um das Gebet zum hl. Antonius, zur Mutter Gottes von Lourdes und zu den armen Seelen um Genesung von langer Krankheit. Schide RM. ...

Gesefeld: Bitte um das Gebet in Wohnungsangelegenheit.

Ungenannt: Zum hl. Herzen Jesu, zum hl. Joseph, (Patron von meinem Handwerk) zum hl. Jud. Thadd., zum hl. Antonius, zur schmerzhaften Mutter Gottes und zu den armen Seelen an die niemand denkt, bittet eine Familie um eine Novene. Bei Erhöhung ist Almosen und Veröffentlichung versprochen.

Hennersdorf, G. R.: Alm. Mf. . . mit der Bitte um das Gebet zur lb. Gottesmutter um Gesundheit meiner Frau.

Goabinn: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Jud. Thadd. zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. I., zum hl. Josef und den 14 Nothelfern, um guten Ausgang einer Rentenangelegenheit um Arbeit und in schweren Geldnöten. Bei Erhöhung ist Veröffentlichung und Almosen versprochen.

Slupsko, J. S.: Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet um eine glückliche Entscheidung und um Segen in einem Anliegen. Mf. . .

Slupsko, Th.: Almosen anbei mit der Bitte um das Gebet um Sinnesänderung des Vaters und eine bei. Meinung.

Volko, M. P.: Zu Ehren des hl. Antonius Alm. Mf. . . mit der Bitte um das Gebet für eine schwer kranke Mutter.

Burginn: Eine Verg.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zum hl. Herzen Jesu in zwei großen Familienangelegenheiten.

Ungenannt: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hl. Joseph, zum hl. Jud. Thadd., zum hl. Antonius, zur hl. Theresia, zum sel. Bruder Konrad, und zu den armen Seelen, zum göttlichen Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zu den hl. 14 Nothelfern wegen Magen- und Nervenleiden und wegen Geldangelegenheit. Veröffentlichung, Missionsalmosen und Beitrag zur Taufe eines Heidentundes versprochen.

Kastmir E. G.: Bitte dringend um eine baldige Novene zum hl. Herzen Jesu, hl. Geist, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe und zum hl. Joseph um Rettung aus schwerer Seelennot, um Seelenfrieden und um Hilfe in wirtschaftlicher Not der Eltern. Bei Erhöhung gelobe ich jährl. ein Heidentund Loszukaufen und eine Wallfahrt.

D.: Ein Schwerkranker bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. Lourdes u. d. hl. Theresia vom Kinde Jesu.

Bochim: Eine schwer herzleidende Frau bittet ums Gebet für sich und ihre Familie in ihren Anliegen.

Heltingen: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum kostbaren Blute Jesu Christi und zur unbefleckten Empfängnis Marias in einem Anliegen.

Kreuzenort: Mf. . . in der Meinung zur Ehre des hl. Herzens Jesu, der Mutter Gottes, des hl. Antonius und aller Heiligen um Hilfe in einem geistlichen und leiblichen Anliegen.

Ungenannt: Bitte um das Gebet zum göttl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Jud. Thadd. um Hilfe in schweren Familienanliegen.

Eine Leserin bittet ums Gebet zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, zum sel. Bruder Konrad und den armen Seelen in Geldangelegenheit. Bei Hilfe größeres Alm.

Zell am Zellhof: . . . Schill. Antoniusbrot als Dank und Bitte: herzlichsten Dank dem hl. Herzen Jesu, Maria Hilfe der Christen, dem hl. Antonius, dem hl. Jud. Thadd., der hl. Theresia v. K. I. für die Hilfe in Krankheit von Familienangehörigen. Bitte ferner um das Gebet in schwerer Familienangelegenheit.

Ebensee: Eine bebrängte Familie bittet um das Gebet.

Egg, Wbg.: Bitte um das Gebet in schweren Familienanliegen.

Th.: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Jud. Thadd., zur hl. Theresia, zur hl. Rita und zum sel. Bruder Konrad, um Befreiung von weiterer Magenblutung und Verhütung einer Operation. Mf. . .

N.: Man bittet um das Gebet zum hl. Jud. Thadd., hl. Joseph, sel. Bruder Konrad und dem göttl. Herzen Jesu um dauernde Fürsorge und Unterstützung.

H. S. i. E.: Eine Verg.-Leserin sendet Almosen und bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, zum hl. Jud. Thadd. und der hl. Theresia um Gesundheit, Arbeitsmöglichkeit, Ruhe und Frieden.

P. B. i. D.: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius in großer Geldangelegenheit und um Sinnesänderung meines Sohnes.

N. N. i. E.: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet um Rettung der Heimat und in großem Familienanliegen.

N. N.: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Ottilia und zur hl. Rita in einem schweren Anliegen.

Z. G. i. Fr.: Bitte um das Gebet zur lb. Gottesmutter in sehr schwerem Berufs- und Familienanliegen.

Es bitten um das Gebet: Sechs Personen in verschiedenen Familienanliegen, zwei um besseren Geschäftsgang, vier um Gesundheit, eine um gute Berufswahl, fünf in Geldnot und zwei um Frieden in der Familie.

Blischdorf, H. S.: Bitte ums Gebet zur göttl. Vorsehung, zum Namen Jesu Christi und zu den hl. Wunden Jesu Christi in drei wichtigen Angelegenheiten. Bei Erhöhung ist Almosen versprochen.

Bitte um das Gebet in einem schweren Anliegen zur lb. Mutter Gottes.

Es starben im Herrn

Enns: Theresia Kornminger, eine größere Wohltäterin unserer Mission.

Feldkirchen b. Graz: Frau Theresia Poschgan, eine Wohltäterin unserer Mission.

Kirchberg: Gottfried Pfeiffer. Leopoldschlag: Anna Weininger und Anna Schöllhammer. Holzschhausen: August und Maria Elisabeth Schlor. Neuhausen: Karl Koch. Grünholz: Theresia Bösl. Würzburg: Margareta Sedler. Waldstetten: Luise Klobbächer. Lanchdorf: Cäcilia Schuster. München: Anna Panzer. Ettlingen:

Karl Weber. Schwäb. Gmünd: Albert Rudgaber. Wörtingen: Marg. Feith. Rheid: Clara Schmitz. Weisenthurm: Albert Blumle. Gerthe: Anna Neuting. Westerbolt: Heinrich Vosenberger. Holten: Kaspar Stark. Burgwalde: Andreas Arand. Godesberg: Fr. Helten. Geldern: Frau Wwe. Maghs. Würfelen: Wilh. Schüller. Gelsentkirchen: Maria Stollenberg. Hemer: Paul Sebhe. Köln: Theresia Brüggmann. Ahlen i. W.: Maria Buschhoff. Heilschott: Maria Wisfel.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Empfehlenswerte Bücher

Liturgie und Opferseele. Von Pater Dr. Raphael Rosmann, O. S. B., Abtei Sedau. 32 S., 8 Bilder in Tiefdruck. Preis 40 Pfg. — Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13. Das kleine Werk „Liturgie und Opferseele“, das der Verlag in der gewohnten feinen Ausstattung darbietet, hat eine große Mission zu erfüllen und es wäre zu wünschen, daß Tausende und Abertausende es in die Hände nehmen und das Opferideal, das ihnen darin gezeigt wird, zu verwirklichen sich bemühen möchten.

Das Herz Jesu-Büchlein. Von Kanonikus Josef Minichthaler. 44 S. mit vielen Bildern. Preis 40 Pfg. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13.

Neben einer einführenden Einladung zur Herz Jesu-Anacht enthält es die durch Betrachtungen beleuchteten Texte des Herz Jesu-Mittes und der liturgischen Kommunionmesse zu Ehren des königlichen Herzens Jesu, außerdem noch verschiedene Gebete zum göttl. Herzen Jesu. Das heilige Herz Jesu möge durch das liebe Büchlein so recht viele dankbare Jünger und Sünder gewinnen gewinnen!

Guidos Heilandsliebe. Des kleinen Guido vertrauliche Jesus-Freundschaft. Von Vikar O. Th. Müller. 32 S. und 8 Kupfertiefdruckbilder. Preis 40 Pfg. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13.

Der eigentliche Reiz des Büchleins besteht darin, daß es dieses Ideal in einem Knaben zeigt, der mit seiner Frömmigkeit die Fröhllichkeit und Aufgeschlossenheit der unverbundenen Jugend verbindet; sein Augen, daß es eindringlich betont, wie die echte Liebe sich äußern muß im Opfern, Entfagen, Leiden. Möge das Schriftchen recht vielen — Erwachsene und Kinder — auch ein Führer zur Heilandsliebe sein!

Vater unser. Von Ida Bohatta-Morpurgo. 10 farbige Bilder und handgeschriebene Verslein auf extra starkem Karton. Geschenkausstattung. Mf. 1.20. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13.

Wenn man solche Kinderbücher sieht, dann möchte man die Kinderwelt fast beneiden, denn so was konnten wir in unserer Jugend noch nicht. Mit den ganz Kleinen werden aber besonders alle Mütter beglückt sein, denn an Hand dieser Bilder müssen doch die Kinderchen das Vater unser doppelt freudig auswendig lernen.

Die heilige Elisabeth. Ein Meisterwerk von Prof. Leo Samberger. Das Bild (Kupfertiefdruck) erscheint soeben im Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13, in zwei Größen: als Heiligenbildchen (100 Stück 3.50); als Wandbild (Format 18 : 23,5 cm) zu 1 Mf.

Sambergers St. Elisabeth-Bild ist ein wohlgelungenes Kompendium des so reichen Innenlebens dieser hl. Frau. Ein psychisches Porträt: einfach, ohne Aufwand an Nebenachtlichkeiten in der Technik, lebenswahr in der Darstellung — mit klarem Hinweis auf die Sendung der Heiligen gerade für unsere Zeit harter sozialer Not. Schlichte Hoheit und echte Fräulichkeit, mütterlich liebevolle Fürsorge spricht eindringlich aus diesem Bilde zu uns.

Wir unter uns . . . Ein Lesebuch von Karlchen Jach. Mit Bildern von Kaspar Reiter. 1.—16. Aufl. (Fahrtbücher. Herausgegeben von E. Drouven, Band 4). Geheftet und beschnitten. Mf. 2.—, geb. Mf. 3.—. Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Ein Buch, das von frischen, ganzen Kerlen handelt; es ist von einem frischen Kerl geschrieben und will von jedem frischen Kerl gelesen sein.

Theresien-Kalender 1932, Schulbrüderkalender 1932. Preis je 60 Pfg. Schulbrüder-Verlag, Kirmach-Billingen, Baden.

Der „Theresien-Kalender“, der den zahlreichen Verehrern der „kleinen Heiligen“ viel Neues zu berichten weiß, u. a. eine Abhandlung über den „Bau der Theresien-Basilika in Eisleben“ und die „Theresienverehrung in Chile“, enthält auch interessante Aufsätze über Konnersreuth und das Oberammergauer Passionspiel 1930.

Ein richtiges Jahrbuch für jede kath. Familie ist der „Schulbrüder-Kalender.“ Abhandlungen wie: Bayerische Zugspitzbahn — Das Fußballspiel — Körperliche und seelische Mängel — Vom Kienspan zur elektrischen Glühbirne — gestalten die Lesung äußerst interessant und spannend.

Kanisius, unser Glaubensreiter. Von V. Schwallier. 176 S., kart. 80 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Das fließend und anregend erzählerische Schriftchen entwirft ein ammutiges Bild des hl. Kirchenlehrers und seiner Zeit.

„Kleine Lebensbilder“: Guido, der Freund des kleinen Jesus. Von Anton Loriz. 64 S., 40 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Jeder Knabe und jedes Mädchen sollte in dessen Besitz gelangen, es lesen und im Familienkreise vorlesen.

„Kleine Wegweiser“: Das große Fragezeichen. Von Anton Guill. 32 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk, Konstanz, Baden.

Ist nicht oft das Leben des Menschen ein verzweiflungsvolles Ringen? Das vorliegende Büchlein gibt eine erschöpfende, beherzigenswerte Antwort auf die Frage.

„Kleine Wegweiser“: Hast du den Segen Gottes? Von A. Andres. 32 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Das Schriftchen zeigt, wie keine Macht auf Erden sich um die leibliche und geistige Wohlfahrt der Menschen so verdient macht noch je machte, wie die katholische Kirche.

„Kleine Hausbücherei“: Der Argwohn ist ein Schelm. Von Franz v. Seeburg. 64 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Die Lektüre ist lerngesund, das Büchlein verdient daher eine große Verbreitung im kath. Volke.

„Kanisiusstimmen“ und Monatrofen H. L. Frau. 54. Jahrg., 1931, Nr. 5, jährl. 12 Nummern zu 32 Seiten, illustriert Mf. 2.60. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Die „Kanisiusstimmen“ bezwecken die Verehrung des hl. Kirchenlehrers Kanisius sowie die Verbreitung der vollkommenen Andacht zu Maria.

Kleine Lebensbilder Nr. 33: Antonius von Padua, von Josef Fisch. 64 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Ein getreues, vom Verfasser mit viel Wärme und Begeisterung gezeichnetes Lebensbild des großen Wundertäters von Padua. Ein Volksbüchlein, so recht geeignet, dem volkstümlichen Heiligen neue Freunde zu werben.

Kleine Wegweiser Nr. 18: Teufelsstride, von A. Scheiwiler, Bischof von St. Gallen. 32 S. 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Eitel und Untertitel sagen jedem Leser, daß dieser kleine Wegweiser vor dem Falle warnen, zurückhalten, retten, den rechten Weg weisen möchte, mag er auch dornig und steinig sein.

Kleine Lebensbilder Nr. 36: Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Von Th. Happel. 64 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Im Jubiläumsjahr der heiligen Landgräfin von Thüringen gibt hier die Verfasserin dem Volke eine ergreifend schöne, mit mittelalterlicher Fröher und inniger Frömmigkeit durchwirkte Lebensgeschichte.

Freunde und Gönner unserer Mission bestellen ihre Bücher durch den St. Josephs-Verlag

Silvana-Heilquelle

Staatlich anerkannter kochsalzfreier, eisen-
und kohlen säurehaltiger Kieselbrunnen der
Mariannhiller Mission, G. m. b. h., Würzburg
Brunnenverwaltung Groschlattengrün i. Fichtg.



Harras oder Kiste mit je 30 ganzen Flaschen	zu RM. 21.—
Harras oder Kiste mit je 20 ganzen Flaschen	zu RM. 14.—
Harras oder Kiste mit je 30 halben Flaschen	zu RM. 10.50
Harras oder Kiste mit je 60 halben Flaschen	zu RM. 21 —

An Flaschenpfand wird erhoben:

für die ganze Flasche 20 Pfennig

für die halbe Flasche 15 Pfennig

für Harras RM. 2.— für Kiste RM. 5.—

**Bei Bestellungen bitte den genauen
Bestimmungs-Bahnhof angeben!**

Bestellungen an:

Brunnenverwaltung Groschlattengrün, Obf.

für Baden, Württemberg und Schwaben nördlich der Donau:
Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bayern)

für Bayern südlich der Donau:
Peter Straub, Mineralwasser-Großhandlung, München,
Nymphenburgerstraße 115

für Paderborn und Umgebung:
A. Schröter, Paderborn, A. d. warm. Pader 11

für das Harzgebiet:
Silvana-Heilquelle Otto Bothast & Thoma, Braunlage (Harz)

für die Oberpfalz:
G. Vetter, Likörfabrik, Wunsiedel

für Franken:
Rich. Schubert, Brunnenkonto, Würzburg, Stephanstr. 1

für Westfalen:
Carl Gernhart, Mineralw.-Depot, Dortmund, Münsterstr. 185

für Oesterreich:
A. Blachfelner, Drogerie, Kufstein.